830.6
F862

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Digitized by Google

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

in

Frankfurt am Main.

Jahrgang 1883—84

(November 1883 bis Mai 1884).

Frankfurt am Main.

Freies Deutsches Hochstift.

1884.

173896

STANFORD LIBRARY

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

An die Genossen 1

Geschäftlicher Verkehr. Personalien 2

Oeffentliche Sitzungen.

„Luther, der Begründer der neuhochdeutschen Sprache" (Dr. L. Holthof) 3

„Jahresbericht für 1882/83" 23

„Ueber einige Eingänge zur Bibliothek des Freien Deutschen Hochstiftes aus dem Gebiete der Geschichte" (Dr. Grotefend) 25

„Die Erfindung und Entwicklung des Telephons" (Hauptmann Holthof) 27

„Die Humanitäts-Idee im klassischen Alterthum. Zur Erinnerung an Konrad Schwenck" (Dr. L. Holthof) 36

Vorträge und Vorlesungen.

„Die Kunst des Islam" (Hofrath Dr. Schäfer aus Darmstadt) . 48

„Ueber den Fortschritt im Lichte der Darwin'schen Idee" (Prof. Dr. L. Büchner aus Darmstadt) 55

„Die ältesten Repertoirestücke der Frankfurter Schaubühne. (1546 bis 1630)" (Frau E. Mentzel) 60

„Klopstocks Bedeutung für die deutsche Literatur" (Prof. Dr. Otto Roquette aus Darmstadt) 85

„Meine erste Begegnung mit Schopenhauer" (Dr. W. Jordan) . 89

Recitation des Herrn Prof. Alexander Strakosch 92

Einsendungen 92

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.
herausgegeben
im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1883/84. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. Lieferung 1 und 2.

Inhalt: An die Genossen. I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. — II. Oeffentliche Sitzungen. — „Luther, der Begründer der neuhochdeutschen Sprache." — „Jahresbericht." — „Die Erfindung und Entwickelung des Telephons." — „Die Humanitäts-Idee im klassischen Alterthum. Zur Erinnerung an Konrad Schwenck († 20. Febr. 1864.)" — III. Vorträge und Vorlesungen. „Die Kunst des Islam." — „Ueber den Fortschritt im Lichte der Darwin'schen Idee." — „Die ältesten Repertoirestücke der Frankfurter Schaubühne (1546—1630)." — „Klopstock's Bedeutung für die deutsche Literatur." — „Meine erste Begegnung mit Schopenhauer." (Jordan.) — IV. Einsendungen.

Hochgeehrte Genossen!

Mit dem vorliegenden Hefte findet die Reihe der bisherigen Berichte ihren Abschluß. Die Form der Doppellieferung ist gewählt worden, weil ein gesonderter Bericht über die drei letzten Monate sich nicht wohl geben ließ. Die Verwaltung hatte während dieser Zeit ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Ueberführung in die neuen Verhältnisse zu richten, wodurch sich naturgemäß eine Beschränkung der in Aussicht genommenen Veranstaltungen ergab. In den neuen Bahnen, in denen sich fortan unsere Genossenschaft zu bewegen hat, wird mit der Ausdehnung der wissenschaftlichen Thätigkeit auch die Berichterstattung über dieselbe eine erweiterte werden. Einstweilen sei an dieser Stelle unseren Genossen der Dank ausgesprochen für die Nachsicht, mit welcher das Gebotene aufgenommen und für die Theilnahme, die demselben allseitig gewidmet worden ist.

Die Verwaltung des Freien Deutschen Hochstiftes.

I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Mit dem 11. November 1883 wurde das fünfundzwanzigste Verwaltungsjahr eröffnet. Während der ersten Hälfte desselben wurden 9 Verwaltungs-Sitzungen abgehalten, am 28. November und 10. December 1883, 7. und 12. Januar, 11. Februar, 17. März, 7. und 21. April sowie am 5. und 19. Mai 1884. Der Akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat einmal, am 8. Mai, zusammen. Das Tagebuch des Schriftführeramtes hat 691 Eingänge zu verzeichnen, denen 712 Ausgänge gegenüberstehen. Aufgenommen wurden 28 neue Mitglieder, ihren Austritt erklärten 24 seitherige Genossen; durch den Tod verloren wir 24 Genossen:

Dr. phil. Joachim Barande, gestorben 15. October 1883, Frohsdorf.

Dr. phil. Anton, gestorben 16. October 1883, Nammburg a. S.

Dr. William Siemens, gestorben 18. October 1883, London.

Fräulein Marie Lenz, gestorben 24. November 1883, Dorpat.

Prof. Dr. Franz X. Schmid-Schwarzenberg, gestorben 28. November 1883, Erlangen.

Ferd. Heiß, Garteninspector, gestorben 28. December 1883, hier.

David Haas, gestorben 10. Januar, hier.

Maximilian Droßbach, gestorben 8. Februar 1884, Donauwörth.

Dr. Friedrich Nother, gestorben 15. Febr. 1884, Stuttgart.

Prof. Dr. Heinrich Berghaus, gestorben 18. Februar 1884, Stettin.

Dr. Hermann Presber, gestorben 3. März 1884, hier.

Ritter Carl von Laroche, k. k. Hofschauspieler, gestorben 11. März 1884, Wien.

Prof. Dr. Reinhard Blum, gestorben 13. März 1884, Heidelberg.

Fräulein Clarissa Stockinger, gestorben 14. März 1884, Wien.

Franz Freih. von Bernus, gestorben 17. März 1884, Stift Neuburg.
Erich Bruno Topf, Rector, gestorben 17. März 1884, Langensalza.
Prof. Dr. August Stöber, gestorben 19. März 1884, Mülhausen i. E.
Dr. Friedrich Wichard Lange, gestorben 23. März 1884, Hamburg.
Prof. Dr. Ludwig Stark, gestorben 24. März 1884, Stuttgart.
Prof. Gustav Richter, gestorben 3. April 1884, Berlin.
Emanuel von Geibel, gestorben 6. April 1884, Lübeck.
J. H. H. Mühlig, gestorben 12. April 1884, hier.
G. Kolb, gestorben 2. Mai 1884, Bayreuth.
Dr. J. W. Sonder, gestorben 5. Mai 1884, Hamburg.

II. Oeffentliche Sitzungen.

Die erste derselben fand am 11. November 1883 zur Eröffnung des Verwaltungsjahres in dem festlich geschmückten Goethehause statt. Die Festrede hielt Herr Dr. Ludwig Holthof über „Luther, den Begründer der neuhochdeutschen Sprache". Der Redner entwickelte seine Ausführungen in der folgenden Weise:

Wer gestern an den Ufern des Niederrheins gestanden hätte, da etwa, wo der stolze Strom zwischen Drachenfels und Rolandseck wie durch ein weites Felsenthor in die niederrheinische Ebene tritt, dem würde ein merkwürdiges Schauspiel sich dargeboten haben: er würde mit einbrechendem Abende rings um sich her mächtige Feuer haben emporlodern sehen, von den bergigen Kuppen und langgestreckten Höhenzügen zu Thal grüßend, in den Fluthen des Flußes sich wiederspiegelnd, und in dem weiten Flachlande sich fortsetzend, von Gehöft zu Gehöft, von Ortschaft zu Ortschaft, von Gemarkung zu Gemarkung, soweit das Auge zu reichen vermag — und um die Flammensäulen das Glühen und Sprühen eines schillernden Funkenregens und in dem Feuer und in

den Funken das Schweben und Weben ſchattenhafter Geſtalten — mit einem Worte: das Bild aus jahrtauſendaltem Grabe wiedererſtandener altgermaniſcher Feuer- und Reigenluſt.

Die Anwohner des Niederrheins begehen an dieſem Abend die Feier des Martinsfeſtes. Der heutige Tag, der 11. November, den die abendländiſche Kirche dem Andenken des h. Martin gewidmet hat, begann in alter Zeit das Jahr, das kirchliche, wie das bürgerliche und bäuerliche, wie er ja in machen Gegenden ſich als Zinstermin für das Landvolk erhalten hat, weshalb Sankt Martin wohl ein „harter Herr" und „ſchlechter Bezahler" geſcholten wird. Der ſchlichte Biſchof von Tours wird als Apoſtel Galliens verehrt, ſein Leben enthüllt uns einen unter Verfolgungen aller Art aufrecht erhaltenen makelloſen, ſtreng rechtlichen Wandel, allein dieſer würde ihm ebenſowenig wie ſein Verdienſt um die Bekehrung der ungläubigen Keltoromanen zu einer derartigen Stellung unter den Mitgliedern der triumphirenden Kirche verholfen haben, daß mit ſeinem Gedächtnißtage das große Kirchenfeſt weltlichen Charakters, das germaniſche Herbſtgelage, hätte verknüpft werden können, wenn nicht andere Einflüſſe im Spiele geweſen wären, und zu der Zeit, da das Germanenthum die Welt zu beherrſchen und umzugeſtalten begann, und die römiſche Kirche ſich ſeine Wirkſamkeit dienſtbar zu machen wußte, der chriſtliche Heilige hätte an die Stelle einer Gottheit der heidniſchen Weltumgeſtalter vorrücken müſſen. Die Bekehrungspolitik der Kirche iſt bekannt: ſie iſt ein getreues Abbild der Unterwerfungspolitik des römiſchen Staates. Wie dieſer eroberten Völkerſchaften ihr Recht und ihre Religion beließ — aber nicht etwa aus Toleranz, ſondern um dieſem Recht und dieſer Religion einen abſolut geltenden höchſten Willen, den der respublica romana zu geben, welcher ſich durch die Auſpicien mit dem ihrer Nationalgottheiten identificirte — ſo leugnete auch die Kirche den zu bekehrenden Völkern gegenüber nicht das Walten eines Einfluſſes, der bisher als höchſter gegolten hatte, ſondern ſie ſuchte dieſen Einfluß unter ihre Botmäßigkeit zu beugen, ſie degradirte die Gottheiten von ehedem zu Dämonen und Unholden und ließ an ihre Stelle chriſtliche Heilige treten, dabei

aufrecht erhaltend, was an äußeren Sitten und Gebräuchen lange Gewöhnung dem Volksgeiſte lieb und werth gemacht hatte und als geheiligt erſcheinen ließ.

Als der große Völkerſturm, dem der römiſche Weltſtaat erliegen ſollte, die Volksgemeinſchaft der Franken nach den Ufern des Rheines und von dort weiter weſtwärts geführt hatte, vollzog ſich für das fränkiſche Volk auf galliſchem Boden dieſer Ausgleich zwiſchen heidniſchen und chriſtlichen Anſchauungen. Die Stammesgottheit der Franken war Wotan geweſen, deſſen Sieg und Stärke verleihender Mantel an geheiligter Stätte aufbewahrt und den in die Schlacht ziehenden Frankenkönigen vorangetragen wurde. Die Kirche ließ den alten Heidengott zum Dämon herabſinken und ſetzte an ſeine Stelle den Nationalheiligen des Landes, die alten Sitten und Gebräuche aber ſuchte ſie ſorgſam unter ihrem Schutze zu wahren. Schon die Legende des Heiligen bot willkommene Berührungspunkte mit dem Mythus des Gottes dar. Den chriſtlichen Heiligen pflegte man zu bilden, wie man ſich einſt die Gottheit vorgeſtellt, als Reitersmann mit Speer und wallendem Mantel. Selbſt der letztere blieb als Nationalheiligthum unangetaſtet, nur daß er den Segen der Kirche über ſich ſprechen und ſich in die cappa Sancti Martini umwandeln laſſen mußte, die ſtatt von heidniſchen nunmehr von chriſtlichen Prieſtern gehütet ward. Am wenigſten rüttelte man an dem herbſtlichen Wotansfeſte mit der rauſchenden Luſt ſeiner Schmauſereien, ſeiner flackernden Feuer und ſeines wilden Fackeltanzes. Es war nicht nur dem fränkiſchen Stamme eigen, ſondern galt dem ganzen germaniſchen Alterthume als das vornehmſte der drei mit Opfern und den regelmäßigen Volks- und Gerichtsverſammlungen — den ungebotenen Dingen — verbundenen Nationalfeſte. Wenn es bei dem fränkiſchem Volke in beſonderer Ehre ſtand, kam das daher, weil die Gottheit, der es heilig war, als Schirm und Hort der Stammesgemeinſchaft galt. Daher die Erſcheinung, die auf den erſten Blick befremden könnte, daß ſeine Spuren ſich auch außerhalb Deutſchlands nachweiſen laſſen und heute noch die Martinsfeuer, über den Bereich unſerer dermaligen Sprachgrenze hinaus, auflohen, ſoweit

die Hand des Uferfranken das siegreiche Schwert in gallisches Land getragen.

Wir sehen also, der Tag, der für den engeren Kreis unserer Genossenschaft besondere Bedeutung hat, weil er der Gedenktag der Stiftung derselben ist und uns Anlaß zu unserer feierlichen Jahresversammlung bietet, ist ein bedeutsamer auch für unser ganzes Heimathland und hat eine Geschichte, die sich zurück verfolgen läßt bis zu dem ahnungsvollen Dämmer der Vorzeit.

Und durch diese Geschichte zieht sich in der That etwas von dem geheimnißvollen Walten einer Schutzgottheit unseres Volkes. Man könnte versucht sein zu glauben, es verhalte sich wirklich so, wie es seit alter Zeit leise von Geschlecht zu Geschlecht fortgeflüstert worden ist: der alte Herrscher Asenheims, der heilige Mantelträger, sei nicht, wie der Römling es verkündet, in den Schoß der Hölle gefahren — er habe sich mit seinen Getreuen in das Asyl heimischer Berge zurückgezogen und wache dort über das Geschick seines Volkes. Die an sein Andenken geknüpfte merkwürdige, durch die Nacht des Feuerzaubers mit einander verbundene Tagfolge des 10. und 11. November ist eine hehre und heilige für den Deutschen, bis an das Ende aller Zeiten gekennzeichnet durch die Namen Martin Luther und Friedrich Schiller, Namen, in deren Trägern sich das verkörpern sollte, was dem Deutschen stets als höchstes Ziel seines Strebens vorschweben wird, Sammlung und Stärkung zu dem Kampfe um die geistige Befreiung der Menschheit.

Für die Worte der Weihe, die heute an dieser Stelle zu sprechen sind, ist der Gegenstand von selbst gegeben. Wir pflegen bei dem Zusammentreten an unserm Stiftungstage uns den Tag des kommenden Jahres zu vergegenwärtigen, der als Gedenktag an ein geschichtliches Ereigniß zu besonderer Erörterung Anlaß bietet. Durch eine eigenthümliche Fügung fällt diesmal dieser Memorialtag mit dem unserer ersten Versammlung zusammen: in der Stunde, in welcher wir uns anschicken, den fünfundzwanzigsten Jahrgang unseres Genossenschaftslebens zu inauguriren, haben sich Tausende und aber Tausende von Deutschen zusammengefunden, um feierlich das Andenken an die vor vierhundert

Jahren erfolgte Geburt des Bergmannssohnes von Eisleben zu begehen.

Wie der Gegenstand, so die Behandlung desselben uns durch das Lebensgesetz unserer Stiftung vorgeschrieben: wir stehen nicht auf dem Boden der Partei und nehmen an Parteibestrebungen, seien sie politische oder kirchliche, nicht Theil; das öffentliche Leben flößt uns nur Theilnahme ein, soweit es sich von der wirklich höheren Warte überschauen läßt, von welcher der Dichter singt — von der Warte, die unserm Auge nicht einseitig nur ein beschränktes Gesichtsfeld eröffnet, sondern dem Blick gestattet, wie in die Weite zu schweifen, so in die Tiefe hinabzudringen und sich zu erheben zu der lichten Höhe des Aethers.

Wir haben nicht zu befürchten, daß durch eine derartige Behandlungsweise der Gegenstand unserer Betrachtung und Erörterung eine Beeinträchtigung erleiden werde. Luther, der Mann der Kirche, wird einem Theile unseres Volkes stets ferne stehen — der Charakter, die deutsche Kernnatur, der Schöpfer unseres Volksbewußtseins und der Begründer unserer modernen Sprache, ist der Liebe und Theilnahme unserer gesammten Volksgemeinschaft gewiß, so lange der Sinn für deutsche Art nicht erstirbt, so lange die Probleme der Menschheit in unserer Sprache erörtert werden, so lange ein deutsches Lied erklingt.

Man verkennt den kühnen Augustinermönch, der am 31. October 1517 seine 95 Thesen gegen Tetzel's Ablaßkram an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug durchaus, wenn man ihn nur mit dem Auge des Kirchengläubigen ansieht, ebenso wie man ihm nicht gerecht zu werden vermag, wenn man ihn im Lichte der oberflächlichen Aufklärungssucht betrachtet, die in unsern Tagen so oft dem wirklichen und ächten Streben nach Freiheit den Weg verlegt. Man muß sich die Eigenart seines Wesens erschließen und sich die Kämpfe vergegenwärtigen, die er hat durchmachen müssen, wenn man beurtheilen will, was er geleistet *hat*, was er hat leisten *wollen* und *können*. Glücklicherweise sind wir Söhne einer Zeit, die soweit das Vorurtheil vergangener Tage bekämpft hat, daß ein geschicht-

lich gerechtes Urtheil möglich ist. Protestanten und Katholiken, sofern beide nicht von den Banden eines dumpfen Köhlerglaubens gefangen gehalten werden, sind heutzutage einig in der Werthschätzung des großen Mannes. Schöner als der Romantiker Eichendorff und wahrer und richtiger als Döllinger — und zwar nicht der gegen Rom frondierende altkatholische Stiftsprobst, sondern der in dem überkommenen Ideenkreise sich bewegende Lehrer der Kirchengeschichte — hat niemand das Bild Luther's gezeichnet. Wenn jener ihn als heldenhafte, durchaus volksmäßige Persönlichkeit darstellt und die ersten protestantischen Kirchenlieder schöne Kriegslieder nennt, mitten im Getümmel der Geisterschlacht oder in Zeiten der Noth auf nächtlicher Runde und Feldwacht erfunden, voll männlicher Zuversicht im Glück und Unglück, und alle ohne Gesang kaum denkbar, so scheut dieser nicht vor dem Satze zurück, daß er der gewaltigste Volksmann und der populärste Charakter gewesen, den Deutschland je besessen. „In dem Geiste dieses Mannes", so sagt er ein andermal, „des größten unter den Deutschen seines Zeitalters, ist die protestantische Doctrin entsprungen. Vor der Ueberlegenheit und schöpferischen Energie dieses Geistes bog damals der aufstrebende, thatkräftige Theil der Nation demuthsvoll und gläubig die Kniee. In ihm, in dieser Verbindung von Kraft und Geist, erkannten sie ihren Meister, von seinem Gedanken lebten sie; er erschien ihnen als der Heros, in welchem die Nation mit allen ihren Eigenthümlichkeiten sich verkörpert habe..... So ist Luthers Name für Deutschland nicht mehr blos der eines ausgezeichneten Mannes, er ist der Kern einer Periode des nationalen Lebens, das Centrum eines neuen Ideenkreises, der kürzeste Ausdruck jener religiösen und ethischen Anschauungsweise, in welcher der deutsche Geist sich bewegte, deren mächtigem Einflusse auch die, welche sie bekämpften, sich nicht ganz zu entziehen vermochten."

Luther war eine jener seltenen Naturen, in denen die intellectuellen und moralischen Fähigkeiten die gleichstarke Anlage verrathen, und in denen Denken und Fühlen, Geist und Gemüth, zu harmonischem Ausgleiche gelangen. In seiner geistigen Kraft-

fülle war er zum Reformator, dem die Massen beherrschenden Vorkämpfer einer neuen Zeit wie geschaffen. Unter andern Einflüssen erzogen, würde er, an die Spitze der in dem Bauernaufstande sich verkörpernden Volksbewegung gestellt, vielleicht das Jahrhundert aus den Angeln gehoben und die ganze seitherige Ordnung der Dinge über den Haufen geworfen haben. Allein das Schicksal hatte es nicht so bestimmt, es führte ihn vor vollendetem Studienlauf in die Zelle des Augustinermönchs, und in dieser vermag niemand ungestraft fünfzehn Jahre zu verweilen. Eine Zeit lang freilich schien es anders. Dem jungen Professor der Theologie, der so herzhaft und doch so bescheiden gegen die Auswüchse der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens auftrat und seinen Weg, unbeirrt um den allerorts hervorbrechenden Zorn seiner Gegner, in derselben festen, muthigen und maßvollen Weise verfolgte, schlugen alle Herzen entgegen, die unter dem schweren Joche eines schwer lastenden Zeitalters sich beengt fühlten. Und in der That, der Freund der freiheitlichen Entwicklung der Menschheit vermag, wenn er die Blätter der Geschichtsbücher unseres Volkes umwendet, kein schöneres Bild zu finden, als die fortschreitende Entwicklung Luthers von seinem ersten Auftreten bis zu seinem mannhaften Verhalten auf dem Reichstage zu Worms.

Ein Biograph des Reformators, Heinrich Lang, sagt, wenn er auf diesen Augenblick zu sprechen kommt: „Das — der 26. Mai des Jahres 1521 — war der schönste Tag im Leben unseres Helden, ein Tag so groß und rein, wie er vielleicht keinem Zweiten zu Theil geworden ist. Schade, daß zu seinem vollen Glanze Eines fehlte: die Märtyrerkrone. Er hatte sie verdient und mehr als Ein Mal ohne Bangen zu ihr aufgeschaut. Sie hätte sein Bild gleich dem des Achilles in dem bezaubernden Reize unverwelklicher Jugend der Einbildungskraft der Nachwelt eingeprägt. Die Stimmung der deutschen Nation schützte den Angefochtenen, und die Vorsorge seines Fürsten bot ihm gegen die Pfeile der kaiserlichen Reichsacht ein Asyl auf der Wartburg. Jetzt hat die Feder des Biographen in das Buch dieses Lebens noch 25 Jahre einzuzeichnen, an deren Ende das

lebensmüde Wort ſteht: „es iſt ein Wunder und ſehr ärgerlich Ding, daß, nachdem die reine Lehre des Evangeliums wieder an den Tag gekommen iſt, die Welt immer ärger geworden iſt. Jedermann zieht die chriſtliche Freiheit nur auf fleiſchlichen Muthwillen. Wenn ich es vor meinem Gewiſſen könnte verantworten, ſo würde ich lieber dazu rathen und helfen, daß der Papſt mit allen ſeinen Gräueln wieder über uns kommen möchte, denn ſo will die Welt regiert ſein: mit ſtrengen Geſetzen und mit Aberglauben. Ich bitte Gott um ein gnädiges Stündlein, daß er mich von hinnen nehme und den Jammer nicht ſehen laſſe, der über Deutſchland kommen muß.“ Welch ein Abſtand zwiſchen dieſem lebensmüden Wort, dieſer Hoffnungsloſigkeit auf dem Antlitz des Greiſen und jenem feſtlichen Triumphzug von Wittenberg nach Worms und von Worms nach der Wartburg!“

Niemand hat dem deutſchen Volke ein ſchöneres und liebevolleres Lebens- und Charakterbild des großen Mannes entworfen als Guſtav Freitag, und dieſer iſt auch der Erſte geweſen, der auf dem tragiſchen Zug in dieſem Leben hingewieſen hat. Es iſt merkwürdig und wie die Fügung eines geheimnißvoll die Menſchenloose ordnenden Verhängniſſes: derſelbe Mann, der zum erſten Male kühn und nachhaltig ſeine Stimme gegen Glaubenswuth und Prieſterübermuth erhoben, vermochte während ſeines ganzen Lebens den Bannkreis nicht zu verlaſſen, den dieſe Wuth und dieſer Uebermuth gezogen — er bekämpfte die alte Kirche und wurde doch immer wieder auf den Boden zurückgeführt, auf dem dieſe errichtet war. Der Reformator ward zum Kirchenſtifter, der Rufer im Streit, der Vorkämpfer der Freiheit, der gekommen war, aus Ketten und Banden zu erlöſen, lieferte, bevor noch die alten geſprengt waren, Stoff und Werkzeug zum Schmieden neuer Feſſeln und führte ſelbſt mit wuchtiger Hand bei dieſer traurigen Hantierung den erſten Schlag auf den Amboß. Die herrliche urſprüngliche Kraftnatur verzehrte ſich während der beſten Mannesjahre in furchtloſem Ringen mit ſich ſelbſt, ſehnte den Tod herbei, bevor ſie noch der Schwelle des Greiſenalters genaht und ſchied kampfesmüde aus der Welt in dem feſten Glauben, daß das Ende aller Dinge nicht mehr

fern sei. Ein Verhängniß fürwahr! Nur dürfen wir den Urgrund desselben nicht in der Sphäre einer mystischen Geisterwelt oder überhaupt in etwas suchen, daß außerhalb unserer eigenen Natur, außerhalb des menschlichen Herzens gelegen wäre, dessen Falten allerdings oftmals schwer zu ergründen sind.

Luthers Schicksal erklärt sich, wie das jedes andern Menschen, aus der Eigenart seines Wesens, und in dieser — und nur in ihr — haben wir den Grund zu suchen für die Wirksamkeit, die er als Reformator, als Erwecker des deutschen Nationalgefühls und als Begründer unserer Schrift- und Verkehrssprache entfaltete.

Ehrliche Ueberzeugung und unbeugsame Willensstärke, dieser mit allen Mitteln und unter allen Umständen zur Bethätigung zu verhelfen, das sind die Grundpfeiler, auf denen sein Charakter sich aufbaut. Ueberzeugungstreue führte ihn in das Kloster und hieß ihn wiederum die Thüre der Mönchszelle sprengen, sie geleitete ihn zum Reichstage gen Worms und rief ihn zurück von dem schützenden Asyl der Wartburg durch die Fährlichkeit des öffentlichen Lebens nach Wittenberg, um den Kampf gegen die Bilderstürmer aufzunehmen; sie half ihm Acht und Bann tragen und blieb seine stete Begleiterin durch das Erdenwallen, wie immer auch dieses sich gestalten mochte. Willensstärke spricht aus jeder Handlung Luthers, sie heißt ihn beständig vorwärts schreiten, auch dann, wenn es sich herausstellt, daß ein Schritt ein irriger und verfehlter gewesen ist. Auf diese Weise erklärt es sich, daß der Charakter etwas selten Geschlossenes annehmen mußte. So milde Luther von Natur aus war, und so menschlich-liebenswürdig er in allen Verhältnissen seines Privatlebens erscheint, so schroff und unnachgiebig, so bis zum Verletzenden scharf und abweisend selbst gegen Freunde giebt sich sein Wesen, sobald es gilt, vor der Oeffentlichkeit für das Werk zu zeugen, das er begonnen. Luther hat den öffentlichen Kampf nicht eigentlich gesucht, er ist zu demselben durch die Art seines Wesens, durch seine Ueberzeugungstreue und seine unbeugsame Willensstärke gedrängt worden. Wie bei allen starken Naturen hat sein Entwicklungsgang etwas auf die eigene Persönlichkeit Gerichtetes an sich, das bei schwächeren

Charakteren leicht als selbstsüchtig erscheinen könnte. Im Grunde genommen hat er nie etwas Anderes gewollt, als den innern Kampf, der sich in der Klosterzelle entsponnen, ehrlich und ganz ausfechten, gleichviel, ob er das in seinem stillen Heim thun könne, oder ob er dadurch genöthigt werde, hinaus auf den lauten Markt des Lebens zu treten. Vor den an letzteren Fall geknüpften Folgen ist er nie zurückgeschreckt, allein eigenwillig hat er sie nicht auf das Ungewisse hin heraufbeschwören wollen. Wenn der Seelenkampf des Mönchs von Wittenberg berufen war, die Welt ins Schwanken zu bringen, so lag das einfach daran, daß dieser Mönch eine jener gewaltigen Naturen war, die mit eherner Sohle durch die Geschichte schreiten, und vor deren Kommen und Gehen donnernd die Zeit erbebt.

Genau auf dieselbe Weise, wie Luther zu seiner reformatorischen Mission gedrängt ward, wurde er berufen, das Nationalgefühl unseres Volkes wach zu rütteln. Vor seinen Tagen dämmerte in den deutschen Stämmen kaum das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit. Noch herrschte die mittelalterliche Anschauung von der Gestaltung des öffentlichen Lebens. Die Völker Europas fühlten sich kaum provinzial von einander geschieden, und besonders war das innerhalb der Grenzen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation der Fall, dessen Band einst den größeren Theil der Länder unseres Erdtheils umfaßt hatte. War auch die alte hierarchische Weltmonarchie mit ihrer Agglomeration von Völkern germanischer, romanischer, slavischer und finnischer Zunge morsch und matt geworden, und drohte sie aus den Fugen zu gehen, um sich in einzelne dynastische Monarchien aufzulösen, so fristete doch der Gedanke von ehedem noch wie ein scheues, unheimliches Gespenst sein unbestimmtes Dasein. Erst der Weckruf, der von Wittenberg ausging, gab anderen Vorstellungen Raum und rief das Bewußtsein der nationalen Sonderart hervor. Luthers Auftreten sollte in der That den ersten positiven Anlaß zur Auflösung des alten Reiches und zum Uebergang in neue staatliche Verhältnisse geben. Die lange achtzigjährige Kriegszeit, die der großen Kirchenbewegung folgte und sich während ihrer letzten dreißig Jahre auf unser

ſchwer heimgeſuchtes Vaterland concentrirte, ließ nicht viel mehr als den Leichnam des alten Staatsgefüges zurück, der noch ein Jahrhundert lang den Schein des Lebens darbieten ſollte, um dann ſang- und klanglos beſtattet zu werden. Theuer war der Preis, der für das erlangte Gut bezahlt werden mußte — ſo theuer, wie Herzblut ſein kann — zumal die Früchte dieſes Gutes noch nicht genoſſen werden konnten. Deutſchland blieb zerriſſen nach wie vor, aber Eines war doch gewonnen, die Gewißheit, daß die Wiederkehr der alten Zuſtände zur Unmöglichkeit geworden. Es iſt merkwürdig, wie in Deutſchland gerade während der Zeit des unglückſeligen Krieges die erſten Zeichen des Gefühles nationaler Selbſtändigkeit auftreten, der erſte Spott und Hohn gegen die Jahrhunderte alte Uebung, das Ausland als maßgebend für alle Verhältniſſe der Geſittung anzuſehen.

Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, wie es uns jetzt eigen iſt, ſollte freilich durch die ſtürmiſchen und blutigen Bewegungen nicht erreicht werden; allein es wurde doch der Grund dazu gelegt, und zwar gerade in der Zeit des unheilvollen Bruderkrieges. In den hundert Jahren, die nach Luther's Tod verfloſſen, begann das köſtliche Vermächtniß, das er uns in der unter ſeiner unmittelbaren Einwirkung entſtandenen Schrift- und Verkehrsſprache hinterlaſſen, fruchtbar und ergiebig zu werden. Ohne die gemeinſame Sprache würden wir nie zu einer geiſtigen Einheit vorgedrungen ſein, und ohne dieſe wäre die politiſche entweder eine Unmöglichkeit oder — werthlos.

Man hört vielfach Luther als den Schöpfer unſerer jetzigen Schriftſprache bezeichnen, freilich nicht ohne Anfechtung, und es mag in der That damit zuviel geſagt ſein. Sprachen werden ebenſowenig geſchaffen wie organiſche Naturgebilde; gleich dieſen ſind ſie das Produkt eines allmählich und faſt unbemerkt ſich vollziehenden Werde- und Entwicklungsprozeſſes und äußerer Einwirkung nur ſoweit unterworfen, als ſolche bei einem Naturvorgange möglich iſt. Gleichwohl ſteht der Einfluß Luthers auf das Werden und die Entwicklung unſerer heutigen Sprache in der Geſchichte aller Völker und aller Zeiten als ein Beiſpiel

ohne Gleichen da. Könnten wir, wie die Sage es will, einen Erfinder der Lautzeichen annehmen, so möchte dieser einzig ihm zur Seite zu stellen sein.

Sprachen, so sagten wir, entstehen und nehmen einen Verlauf wie die Gebilde der organischen Natur. Die Wissenschaft unserer Tage ist weiter gegangen, sie hat den Versuch gemacht, die Sprache, oder die Sprachen, unvermittelt den Naturorganismen einzureihen und die Sprachwissenschaft aus der Klasse der historischen Disciplinen in die der naturhistorischen zu verweisen. Das Sprechen ist mit dem Denken gegeben, es ist der lautliche Reflex einer Thätigkeit des menschlichen Gehirns, mag diese nun, nach teleologischer Anschauungsweise, durch ein Aufblitzen des uns innewohnenden göttlichen Funkens oder nach materialistischer durch einen mechanischen Vorgang hervorgebracht werden. Die Sprache ist demnach mit dem Menschen entstanden, und es verschlägt auch hier wieder nichts, welchen Standpunkt der Welt- und Naturanschauung wir einnehmen, ob wir uns den Menschen durch einen Schöpfungsakt des Weltenlenkers oder durch einen langsamen und allmählichen Uebergang aus einer niederen in eine höhere Thierform als in die Wesenheit der Dinge eintretend oder in dieser Stellung nehmend denken. In die Geschichte bringen die Völker ihre Sprache in entwickeltem Zustande mit, die Periode der Sprachbildung liegt hinter der Gränze, bis zu welcher wir mit Hilfe der Wissenschaft bei einem Volke das Dunkel der Vergangenheit zu erhellen vermögen. Nicht selten ist bei dem Eintreten in das Licht der Geschichte der Verfall der sprachlichen Form schon gegeben, die Ueberentwicklung eingetreten, womit dann in der Regel die geistige, die culturelle Bedeutung der Sprache erst beginnt. Die Bewegung im Leben der Sprache dauert fort, und es gehört zu dieser Bewegung namentlich die Spaltung, die Trennung einer Stamm- oder Grundsprache in verschiedene Sprachäste, die sich dann wieder in Zweige und Nebenzweige verästeln und so schließlich auf dem Sprachgegebiete eines Volkes die Dialekte oder Mundarten herbeiführen. Anfangs gleichartig und gleichwerthig, beginnen mit der steigenden Cultur die Dialekte eines Volkes mit einander

um den Vorrang zu ſtreiten bis einer die Oberhand gewinnt und ſich zu dem Rang der herrſchenden oder der Culturſprache erhebt. Wohin wir den Blick im Völkerleben wenden, überall gewahren wir auf ſprachlichem Gebiete dieſen Kampf der Mundarten. Im alten Griechenland ſehen wir anfangs drei Dialekte den höheren Culturzwecken dienen, bis ſchließlich der eine die beiden andern verdrängt und ſich zur Sprache des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Verkehrs erhebt. In Italien hatte frühzeitig die Mundart Latiums ſich zur herrſchenden aufgeworfen, und je höher die Macht Roms ſich entwickelte, deſto weiter wurde ihr Geltungsgebiet, bis ſie ſich ſchließlich mit dem römiſchen Weltreiche zur Stufe und zum Range einer Weltſprache erhob.

Die modernen Sprachen ſind in der gleichen Weiſe aus Dialekten erwachſen, und zwar gab auf dem betreffenden Gebiete meiſtens die Sprache des Hofes, an welchem das Culturleben der Nation zur höchſten Blüthe gelangte, die Entſcheidung ab. So entwickelte ſich in Frankreich die Sprache der nördlichen Landſchaften, in Italien das Toskaniſche, in Spanien das Caſtilianiſche zu der für den Verkehr der Gebildeten maßgebenden. In England mußte zweimal die Sprache der Landeseinwohner derjenigen der eindringenden Eroberer weichen, das Keltiſche dem Sächſiſchen und dieſes dem Normanniſchen, in ſoweit wenigſtens, als es normaniſche Elemente in ſich aufnehmen mußte, und ſo den Charakter einer Miſchſprache annahm, die nach längerem Schwanken ihre Norm in derjenigen Form erhielt, welche an dem Hofe der Königin Eliſabeth geſprochen wurde.

Anders lagen ſeit alter Zeit die Verhältniſſe in Deutſchland. Kurz nach ſeinem Eintreten in die Geſchichte weiſt das Germanenthum drei große Sprachgebiete auf, das deutſche, das gotiſche und das nordiſche. Wann ſich dieſe Dreitheilung vollzogen hat, vermag die Wiſſenſchaft nicht zu beſtimmen; von der deutſchen Grundſprache ſind uns nicht einmal dürftige Trümmer erhalten, ſodaß wir uns ihre Formen nur nach dem Geſetze der Analogie erſchließen können. Die Sprachen des gotiſchen Gebietes ſind frühem Untergange anheimgefallen, die des deutſchen und nordiſchen beſtehen jetzt noch nebeneinander. Auf deutſchem

Sprachgebiete vollzog ſich in hiſtoriſcher Zeit eine Scheidung, die in der Geſchichte der Sprachen einzig daſteht, die in das Hoch- und Niederdeutſche, herbeigeführt nach dem Geſetze der ſogenannten Lautverſchiebung, d. h. nach demjenigen Geſetze, nach welchem — es beruht auf einem beſtimmten Wechſel der momentanen Conſonanten — ſich in hiſtoriſch abſolut nicht mehr beſtimmbarer, ja kaum berechenbarer Zeit die Abſcheidung der urverwandten Sprachen des großen indo-germaniſchen Sprachſtammes von einander vollzogen hatte. Das Niederdeutſche, die Sprache des deutſchen Flachlandes, entwickelte ſich nach dieſer Abſonderung nur wenig und langſam weiter, während das Hochdeutſche eine Fülle neuer Formen trieb und uns faſt in jeder geſchichtlich irgendwie bedeutſamen Epoche eine neue Phyſiognomie zeigt. Während der erſten Jahrhunderte des Mittelalters, während der ſogenannten Periode des Althochdeutſchen, d. h. vom 6. bis zum 10. Jahrhundert, finden wir große Dialektgruppen, die ſelbſtändig neben einander beſtehen, ohne daß ein Vorrang zur Geltung käme — wie in der alten Volksgemeinde jeder Mann für ein Haupt gezählt wurde. Anders in den folgenden Jahrhunderten bis zum ausklingenden vierzehnten, während der ſogenannten mittelhochdeutſchen Zeit. Mit der fortſchreitenden Cultur ändert ſich die Sprachform. Zwar die alten Dialekte, das Fränkiſche, Schwäbiſch-Allamanniſche und Baieriſche beſtehen fort, aber innerhalb derſelben geht gleichmäßig eine Veränderung vor. Die volltönigen Vokale weichen, zumal in der auf die Stammſilbe folgenden Silbe, einem mindertönigen e; die Stammſilben ſelbſt behalten ihre alten Vokal- und Tonverhältniſſe bei, nur die Endſilben ſchwächen ſich ab, wodurch die Wortform, bei immer noch reichem vokaliſchen Colorit, biegſamer und geſchmeidiger wird. Das Ohr iſt für die feinſten Unterſcheidungen empfindlich, daher die Kunſt des Versbaues zu nie wieder erreichter Höhe emporſteigt. Aber noch eine andere Umwandlung gegen früher hat ſich vollzogen, die demokratiſche Gleichwerthigkeit der Dialekte iſt geſchwunden und eine beſondere Sprachform als Sprache der Literatur und des höhern Umgangs zu allgemeiner Geltung gelangt, die Sprache der

Fürſtenhöfe und vor allem die Sprache des ſtaufiſchen Kaiſerhofes, die ſchwäbiſche Mundart, das Mittelhochdeutſche im engeren Sinne, das nunmehr auch von denen gebraucht ward, deren heimiſche Mundart es nicht war.

Mit dem 13. Jahrhundert ſchwindet der Einfluß der Fürſtenhöfe, und die höfiſche Sprache beginnt nunmehr wieder der Dialektſprache zu weichen, mit deren Aufkommen der ſprachliche Verfall, die ſprachliche Verwilderung Hand in Hand geht. Erſt mit dem beginnenden Reformationszeitalter läßt ſich wieder eine Norm für die ſprachlichen Verhältniſſe aufſtellen. Der Vokalreichthum hat zu Gunſten des tonloſen e, dem ſich bald auch ein ſtummes beigeſellt, eine größere Einbuße erlitten; die Verflüchtigung der Endſilben iſt fortgeſchritten, geradezu verwirrend ſind die Tonverhältniſſe geworden, da in den Stammſilben der Unterſchied zwiſchen Länge und Kürze geſchwunden und die Eintönigkeit nunmehr wirklich in die Sprache eingedrungen iſt. Das mittelh. maln (auf der Mühle) wird wie mâlen (mit dem Pinſel), tor (Thüre) wie tôr (Narr) geſprochen: der Wortton gilt allein, er macht die Sylbe lang, auf die er fällt, und läßt als Kürze die tonloſe gelten; der organiſche Unterſchied zwiſchen kurz und lang, der dem Mittelhochdeutſchen eine ſo große Mannigfaltigkeit des Klanges verliehen hatte, iſt untergegangen.

Eine neue Erſcheinung des Sprachlebens tritt auf, eine ſogenannte Schriftſprache, eine Sprache, die weder Dialektſprache, noch je geſprochen worden iſt, eine Sprache papiernen Urſprungs, wie man ſie genannt hat, die Sprache der Luther'ſchen Bibelüberſetzung, das Neuhochdeutſche.

Zu dem Mittelhochdeutſchen ſteht dieſe Sprache nicht etwa in denſelben Verhältniſſe, wie dieſes zu dem Althochdeutſchen; zwiſchen ihr und dem Mittelhochdeutſchen liegt eine unüberbrückte Kluft ſprachlicher und literariſcher Verwilderung. Ihrer Form nach nimmt ſie allerdings keine hohe Stufe ein, ſie zeigt eine Entartung, die, gegen die höfiſche Sprache des Mittelalters gehalten, an das Ungeheuerliche ſtreift. „Kein Stamm", ſo ſagt Schleicher in ſeinem vortrefflichen Buche über die deutſche Sprache,

„ſprach oder ſpricht dieſe Sprache, nirgends hört man ſie im Munde des eigentlichen Volkes. Dieſe Eigenthümlichkeit des Neuhochdeutſchen iſt die Urſache ſeiner ſprachlichen Unnatürlichkeit, denn in der That unnatürlich, ja monſtrös iſt in manchen Lauten und Formen unſere neuhochdeutſche Schriftſprache; ſie iſt kein am lebendigen Baum der deutſchen Sprache unbewußt und naturgemäß hervorgeſproßtes Reis, ſondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menſchlichen Willens Zuſammengewürfeltes. Aber eben nur deshalb, weil das Neuhochdeutſche keine Mundart iſt, weil kein einzelner Stamm ein Recht des Eigenthums auf daſſelbe hat, beſitzt es die Fähigkeit, ein gemeinſames Band — leider faſt das einzige — für alle deutſchen Stämme, hochdeutſche und niederdeutſche zu ſein, und ſomit iſt eben das, was die ſprachliche Unvollkommenheit des Neuhochdeutſchen bedingt, die Quelle ſeiner hohen, für die Nation unſchätzbaren Bedeutung. — Die wirkliche Volksſprache eines deutſchen Stammes hätte es dahin nimmer und nimmer bringen können; jeder andere Stamm würde ſich geweigert haben, von ſeiner Mundart zu Gunſten eines Bruderſtammes abzugehen, und Zerſplitterung wäre ſelbſt in der Sprache unſeres Vaterlandes eingetreten. Das aber, was keinem Stamme angehört, und nur das, kann allen gemeinſam ſein, ohne Eiferſucht, ohne Neid zu erregen. So iſt alſo der Werth dieſer Sprache nicht in ihrem Weſen ſelbſt, ſondern in ihrem Gebrauche, ihrer Anwendung zu ſuchen.“

Luther hat dieſe Sprache nicht geſchaffen, allein er hat ihr ihre Bedeutung verliehen. Er ſelbſt giebt uns die Quelle an, woher er ſie für ſein Bibelwerk entnommen. Er ſagt: „Ich habe keine gewiſſe, ſonderliche, eigene Sprache der Deutſchen,“ alſo nicht eine ſpeeielle Mundart, „ſondern brauche der gemeinen deutſchen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verſtehen mögen. Ich rede nach der ſächſiſchen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürſten und Könige in Deutſchland. Kaiſer Maximilian und Kurfürſt Friedrich haben im Römiſchen Reich die deutſchen Sprachen alſo in eine gewiſſe Sprache gezogen.“ Die wiſſenſchaftliche Forſchung hat die Richtigkeit der von Luther

gegebenen Auskunft über die von ihm gebrauchte Sprache bestätigt. Es ist die Sprache, die seit Maximilian in den kaiserlichen Kanzleien zur Anwendung kam und dadurch Eingang in fast die gesammten amtlichen Schreibstuben des deutschen Reiches fand. Sie ist allmählich aus einer Mischung von Mundarten entstanden, die vom Niederdeutschen bis zum Baierisch-Oesterreichischen variiren, im Großen und Ganzen indeß oberdeutschen Lautstand und oberdeutsche Formen zeigen. Aus österreichischen Mundarten ist namentlich eine ganz besondere Eigenart des Vokalstandes erflossen, die sich sonst auf dem ganzen deutschen Sprachgebiete nicht mehr findet und namentlich allen übrigen Dialekten fremd ist, die Erweiterung des î und û zu ei und au, mîn zu mein, hûs zu Haus, sodaß zwischen Stein und mein, stain und mîn kein vokalischer Unterschied mehr herrscht. Zu nicht geringem Theile beruht die formale Ausbildung des Neuhochdeutschen übrigens weniger auf den ursprünglichen Eigenschaften als auf dem schriftlichen Gebrauche, der praktischen Verwendung desselben.

Hat Luther diese Sprache nicht geschaffen, so hat er doch für sie etwas geleistet, was nahezu einem schöpferischen Akte gleichkommt. Er hat ihr durch sein Bibelwerk eine Allgemeinheit gegeben, die auf anderm Wege geradezu unmöglich gewesen wäre. Die papierene Sprache der kaiserlichen Kanzlei würde eines ebenso unrühmlichen Todes gestorben sein wie das alte Kaiserreich, wenn der kühne Reformator sie nicht mit genialem Blick für ein Werk dauernden Werthes und weitester Verbreitung ausersehen hätte, wenn diesem Werke nicht eine ganz wesentliche Rolle bei einem die Welt erschütternden Ereignisse vorbehalten gewesen wäre, und es nicht zum Urheber eine Persönlichkeit gehabt hätte, in welcher das geistige Streben eines ganzen Zeitalters sich verkörperte. Die Bedeutung der Luther'schen Bibelübersetzung kennzeichnet sich am deutlichsten in ihrer Geschichte. Nur langsam und allmählich durchbrach sie die niederdeutsche Sprachscheide, sodaß anfangs besondere Uebertragungen in das Niederdeutsche vorgenommen werden mußten; wo sie aber sich Geltung verschaffte — und das war schließlich in dem ganzen

proteſtantiſchen Deutſchland der Fall — da ward ihre Sprache auch die des geiſtigen Verkehrs auf kirchlichem wie auf weltlichem Gebiete. Allein nicht nur durch ſein Bibelwerk wirkte Luther ſprachbildend und ſprachgeſtaltend, er verlieh der für dieſes erkorenen Sprache nach allen Richtungen hin eine Aus- und Durchbildung, die geradezu eine ſtaunenswerthe zu nennen iſt. Wie unter Luthers Händen die deutſche Kanzleiſprache ſich geſtaltete, wurde ſie fähig, jedem literariſchen Zwecke zu dienen, fähig vor allem, dem in der Wiſſenſchaft bis dahin mit ſouverainer Allgewalt herrſchenden Latein als Rivale entgegenzutreten, und zwar als ein glücklicher. Bis zu welchem Grade der Feinheit und Zartheit ſie ausgeſponnen werden konnte, beweiſt der „Von einem hübſchen luſtigen Garten" überſchriebene Brief des Reformators an ſeinen Sohn Johannes; wie glücklich ſie der ſchärfſten Satire und dem jovialſten Humor diente, mag man aus den Briefen an ſeine Tiſchgeſellen erſehen, in welchen von dem „Reichstage der Krähen und Dohlen" und der „Bittſchrift der Vögel" gehandelt wird. Wären von allen Werken Luthers nur dieſe drei Stücke auf unſere Zeit gekommen, ſo müßten wir den Verfaſſer derſelben unſern größern Schriftſtellern zur Seite ſetzen. Aber nicht nur der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Darſtellung machte er die moderne deutſche Sprache zugänglich, ſondern auch — und das iſt vielleicht ſein größtes Verdienſt — der publiciſtiſchen. Luthers Streit- und Gelegenheitsſchriften haben zum durchſchlagenden Erfolge ſeiner Sprache vielleicht ebenſoviel beigetragen wie die Bibelübertragung; in ihnen enthüllt ſich uns der Sprachgewaltige von ſeiner glänzendſten Seite, wie wir denn ruhig eingeſtehen können, daß dieſer manche ſchwache Sache des Reformators und Kirchenſtifters zu einer ſtarken gemacht hat. Vergeſſen wir nicht, daß in dieſen Streit- und Gelegenheitsſchriften eine Seite der ſprachlichen Darſtellung gepflegt wird, die neben der Ausbildung zu ſtiliſtiſcher Feinheit und Leichtigkeit gewiß ihren nicht zu unterſchätzenden Werth hat, die ehrliche Körnigkeit und gute deutſche Grobheit, der zu Zeiten im literariſchen Streite nicht zu entrathen iſt.

Das iſt eine Thatſache von unumſtößlicher Gewißheit:

wenn in den nächsten auf Luther folgenden Jahrhunderten die Früchte der Reformation durch eine Gegenreformation vollständig aufgehoben und vernichtet worden wären, so würde dadurch das einheitliche Band, welches das deutsche Volk sich durch seine gemeinsame Schrift- und Verkehrssprache errungen, nicht auch der Vernichtung anheimgefallen sein. Selbst die gescheiterte und vereitelte Bewegung würde sich in Luthers Sprache ein Denkmal kaum vergänglicher Dauer errichtet haben.

Zu einem deutschen Nationalbewußtsein würden wir ohne das, was Luther für unsere Sprache gethan hat, jedenfalls nur auf einen sehr mühe- und dornenvollen Wege gekommen sein, es sei denn, daß uns ein anderer sprachlicher Reformator erstanden wäre. Aber würden diesem dieselben Vortheile zu Gebote gestanden haben, wie dem genialen Augustinermönch von Wittenberg? Wir fürchten, nein, denn Männer dieses Schlages werden nicht von jedem Jahrhundert geboren, und, wenn sie kommen, müssen sie öfter ihrer Zeit harren, als diese ihnen entgegenkommt. In Luther fanden sich in seltener Begegnung Mann und Zeit zusammen. Anderthalb Jahrhundert nach Luthers Tode brach wieder eine sprachliche und literarische Verwilderung und Verwahrlosung in Deutschland ein, wie sie schon einmal, kurz vor Beginn des Reformationszeitalters, dagewesen war. Allein, als die Tage gekommen waren, die uns ein zweites Blüthezeitalter unserer Literatur bringen sollten, bedurfte es nur eines Zurückgehens auf den Kanon unseres Sprachgefüges, auf Luthers Bibelwerk, und das deutsche Wort konnte sich bilden zu Lessings durchsichtiger Klarheit, zu Goethes ruhiger Schönheit, zu Schillers feuriger Eindringlichkeit.

Von allen Nachgeborenen hat seit Luther vielleicht keiner eine tiefere Einwirkung auf die Gestaltung unserer Sprache ausgeübt als gerade Schiller. Es würde zu weit führen, wenn dieser Satz jetzt näher begründet werden sollte, aber der Beweis für ihn dürfte zu erbringen sein. Vielleicht unternimmt ihn ein kundigerer Meister des Wortes bei anderem Anlasse an dieser Stelle. Einstweilen möge es genügen, den Namen unseres großen

Volksdichters genannt zu haben, dem mit Luther der deutsche Ehrentag des 10. November geweiht bleibt.

Der Geist aber, dem im Lande der Ufersranken an diesem Tage die Ehre der flackernden Feuer gilt, hat sich als einen unserm Vaterlande freundlichen und günstigen erwiesen, mag er in einsamem Bergasyle des großen Weltfriedens harren, mag er segnend sein Volk umschweben. Habe er Dank dafür. Wie er uns durch seine beiden großen Sendboten zum Bewußtsein unserer nationalen Zusammengehörigkeit gebracht, so möge er selbst uns aus den Geisteskämpfen, die unser noch harren, führen durch die Einheit zur Freiheit, durch die Freiheit zum Frieden!

Die zweite öffentliche Sitzung fand am 16. December 1883. unter dem Vorsitze des Obmannes, Herrn Justizrath Dr. Berg, im Goethehause statt.

Nach Erledigung der laufenden geschäftlichen Vorlagen und einem kurzen Nachrufe, den Herr Dr. Ludwig Holthof dem Gedächtnisse des verstorbenen Genossen und Ehrenmitgliedes, Dr. William Siemens, widmete, wurde die Bilanz für das Rechnungsjahr 1882/83 vorgelegt und erläutert. Dieselbe ging zur Prüfung an die Herren Revisoren.

Es gelangte sodann das Budget für das Rechnungsjahr 1883/84 zur Vorlage und nach dem erläuternden Berichte des Herrn Schatzmeisters zur Genehmigung seitens der Versammlung.

Hierauf wurde zum Vortrage des Jahresberichtes geschritten.

Zunächst gab der vorsitzende Obmann Aufklärung über den Stand der noch schwebenden Prozesse. Der wichtigste derselben, der mit Herrn Ponge auf Fiddichow wegen des angeblichen von Kügelgen'schen Goethebildes geführte, sei in zwei Instanzen zu Gunsten des Hochstiftes entschieden worden und harre der endgültigen Entscheidung durch das Reichsgericht. Die Klage des Herrn Jäckel (Forderung der Concursmasse Sachs u. Comp. betreffend) sei in allen Instanzen bis auf eine noch bestrittene Summe von 125 M. (Zinszahlung an Ponge) zurückgewiesen

und werde ihre vollständige Erledigung mit dem Abschlusse des vorhin erwähnten Prozesses finden. Der Streit mit Herrn Dr. Volger wegen Führung der sogenannten Stiftsmarke sowie Herausgabe der Geschäfts-Journale und der noch in seinem Besitze befindlichen Stifts-Bestände sei in zwei Instanzen ebenfalls zu Gunsten des Hochstiftes entschieden. Die von Herrn Dr. Volger gegen das zuletzt erlassene Urtheil angemeldete Revision sei von diesem zurückgezogen und zwischen den streitenden Parteien ein Vergleich wegen wechselseitiger Herausgabe der als Eigenthum beanspruchten Gegenstände in Aussicht genommen worden.*)

Was den letzteren Punkt betreffe, so beanspruche nämlich Herr Dr. Volger eine Reihe noch im Goethehause befindlicher Gegenstände (Bücher, Schriften, einzelne Blätter u. s. w.), weshalb ein Vergleich wohl angebracht erscheine. Die Verwaltung stelle daher an die Versammlung das Ersuchen, sie zum Abschlusse des Vergleiches ermächtigen zu wollen und auf diese Weise ihre Hülfe zur endlichen Erledigung einer ebenso leidigen wie langwierigen Angelegenheit zu leihen.

Die Versammlung ertheilte hierauf einstimmig die nachgesuchte Ermächtigung.

Der Verwaltungsschreiber erstattete sodann den Jahresbericht. Das Verwaltungsjahr 1882/83 bewegte sich noch in den seitherigen Verhältnissen. Die definitive Berathung und Festsetzung der neuen Satzungen wurde in der fünften, sechsten und siebenten öffentlichen Sitzung vorgenommen. Die Feststellung des Wortlautes erfolgte durch den hierzu berufenen Siebener-Ausschuß. Von den königlichen Ministerien des Cultus, der Justiz und des Innern traf im Laufe des Monates Juni die Erklärung ein, daß dieselben nunmehr weder gegen den Inhalt der neuen Satzungen noch gegen die bei Berathung derselben beobachteten Förmlichkeiten etwas einzuwenden hätten. Seitens der Verwaltung erfolgte darauf die vorschriftsmäßige Einsendung des

*) Die sämmtlichen Prozesse sind inzwischen endgültig zu Gunsten des Hochstiftes entschieden worden, auch hat der Vergleich mit Herrn Dr. Volger Rechtskraft erhalten. S. Bericht über die dritte Sitzung.

berathenen Entwurfs in der Form eines definitiven Statuts. Weitere Verhandlungen mit der Behörde betrafen die Ordnung von Ansprüchen, welche Seitenverwandte des Vermächtnißlassers, des gewesenen Kanzleirathes Dr. Müller, erhoben hatten. Da die Genossenschaft in ihrer öffentlichen Sitzung vom 4. November 1883 sich mit den desfalls an sie gestellten Anforderungen einverstanden erklärte, steht im Laufe des neuen Verwaltungsjahres die landesherrliche Genehmigung der Satzungen sowie die Verleihung der Körperschaftsrechte im nachgesuchten Umfange zuversichtlich zu erwarten. Die Verwaltung hat in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 23 Sitzungen abgehalten, der akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat sechsmal zusammen. Die öffentlichen Sitzungen haben in der vorgeschriebenen Weise stattgefunden; zur Berathung des Satzungsentwurfs wurden zwei außerordentliche anberaumt, desgleichen eine zur Vornahme der Wahlen für das Verwaltungsjahr 1883/84. Aufgenommen wurden 17, ausgeschieden sind 32 Genossen; durch den Tod erloschen zwanzig Mitgliedschaften. Unter den Verstorbenen befand sich eine ungewöhnlich große Zahl bedeutender, um Wissenschaft und Kunst hochverdienter Persönlichkeiten, so G. Howald, Wolfgang v. Goethe, Frau Marie Belli-Gontard, Richard Wagner, Schulze-Delitzsch, Gustav Königsfeld, Hendric Conscience u. a. m.

Die in der letzten Zeit vielfach gestörte wissenschaftliche Thätigkeit konnte in dem neuen Verwaltungsjahre wieder aufgenommen werden. Die von dem akademischen Vorbereitungs-Ausschusse in Aussicht genommenen Veranstaltungen sind, soweit die Verhälnisse es gestatteten, ins Leben getreten, und es haben die öffentlichen Sitzungen Gelegenheit geboten, eine Reihe von wissenschaftlichen Tagesfragen zur Erörterung zu bringen. Von der Abhaltung von Lehrkursen mußte Abstand genommen werden, weil die die Voraussetzungen entfielen, unter denen der auf sie bezügliche Beschluß gefaßt worden war. Dagegen haben zwei Discussionsabende stattgefunden. An den abgehaltenen Vorträgen betheiligten sich die Herren Dr. Wilhelm Jordan (mit 2), Dr. Ludwig Braunfels (mit 2), Dr. Hermann

Grotefend (mit 5), Hermann Junker (mit 1), Lehrer O. R. W. Bautz (mit 1), Dr. Ludwig Holthof (mit 5), Hofrath Dr. Schäfer (mit 1) und Prof. Dr. Ludwig Büchner (mit 1).

Die vom 15. Juni bis 25. October im Goethehause veranstaltete Ausstellung von Erinnerungsgegenständen an Goethe und dessen Angehörige hatte sich guten Besuches zu erfreuen.

Die Gesammtzahl der Besucher des Goethehauses bezifferte sich auf 6584.

Von den Berichten über das Verwaltungsjahr 1882/83 erschienen 3 Lieferungen.

Hierauf sprach Herr Stadtarchivar Dr. H. Grotefend über einige Eingänge zur Bibliothek des freien deutschen Hochstifts aus dem Gebiete der Geschichte. Zunächst charakterisirte er kurz die überall gleich regen Bestrebungen zur Erforschung des vorgeschichtlichen Alterthums. Während der Smithsonian Report vom Jahre 1881 auf nahezu 200 Seiten einen inhaltlich reichen Bericht über die transatlantischen Bestrebungen zur Vertiefung der anthropologischen Kenntnisse liefert, der mit zahlreichen Abbildungen von Fundstücken, Skizzen von Hügelgräbern, Spezialplänen von alten Befestigungen geschmückt ist, konnte auch für Deutschland durch Professor J. Schneider's „Alte Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken" im deutschen Reiche analoges planmäßiges Streben aufgewiesen werden. Für die Geschichte des Mittelalters waren dankenswerthe Gaben eingelaufen.

A. Dammann's zweiter Theil der Kulturkämpfe in Alt-England machte den Anfang der Vorlage.

Sodann constatirte Redner auf Deutschland übergehend, daß einerseits die Professoren der Universitäten ihren Zuhörern aus den älteren Semestern mehr und mehr Arbeiten aus der Provinzialgeschichte zuwiesen, oder wenigstens Arbeiten, bei denen die Studirenden auf die Benutzung archivalischen ungedruckten Materials angewiesen seien. Neben dem allgemeinen Nutzen, den eine jede specialisirende Arbeit für die Forschung hat, sei

auch der Zuwachs neuen Quellenmaterials, die Erſchließung neuer größerer Geſichtspunkte für die Provinzialgeſchichte als Gewinn für die Wiſſenſchaft bei dieſen Arbeiten zu verzeichnen. Redner veranſchaulichte dieſes an einer Anzahl von Herrn Prof. Dr. Stern aus Göttingen eingeſandten Doctordiſſertationen dieſer Univerſität. Andererſeits aber, hob Redner hervor, läßt ſich dieſes engere Anſchließen der fachgemäßen Hiſtoriker an die Provinzialgeſchichte in einem allmählicheren Fortſchritte in dem Inhalte einer Anzahl von Vereinszeitſchriften erkennen. Vor allem leuchten voran die Publikationen des hanſiſchen Geſchichtsvereins, deſſen Jahrgang 1882, mit anderen norddeutſchen Vereinspublikationen, von Herrn Premierlieutenant Eggers aus Bremen eingeſandt, zur Vorlage und Beſprechung gelangte. Von den Mittheilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen gab zunächſt das Heft III. des XXI. Jahrganges Redner Veranlaſſung zu näherem Eingehen. Prof. Dr. J. Loſerth ſchildert dort den „Grenzwald Böhmens", die berühmten böhmiſchen Wälder, deren Unzugänglichkeit, durch Gebücke und Verhaue künſtlich erhöht, der wichtigſte Schutz des Landes gegen äußere Feinde bildete, Verhältniſſe, wie ſie bei uns im Taunus und Rheingau in ähnlicher, wenn auch nicht mehr ſo ſyſtematiſch erkenn- und nachweisbarer Weiſe vorhanden waren. Was dort in hiſtoriſch controlirbarer Zeit ſich vollzieht, das können wir hier nur aus Analogien und Rückſchlüſſen conſtruiren. Um ſo wichtiger iſt jenes Beiſpiel für die Urgeſchichte unſerer Gegend und für die Beſiedlung des Gebirges. Das IV. Heft deſſelben Jahrganges enthält eine Kritik des neueſten Geſchichtswerkes (?) über die Stadt Karlsbad. Es wird darin laute Klage geführt, daß auf dem Gebiete der Lokalgeſchichte ſich ſo oft „grobe Unkenntniß und Wichtigthuerei an die Löſung von Problemen heranwagt, die dem Fachgelehrten nicht immer gelingt". Zahlreiche ſchlagende Beiſpiele belegen dieſes für jenes Karlsbader Werk, aber gleiche Anklagen glaubt Redner auch gegen ein auf Frankfurter Boden gewachſenes modernes Produkt erheben zu müſſen, nämlich gegen: Hartenfels, Frankfurt und ſeine Umgebungen. Das Buch ſtrotzt von Fehlern, von offen-

barer Unkenntniß, ja von effectivem Unsinn! Mit einem gewissen Stolze glaubt derartigen Leistungen gegenüber Redner auf das Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst hinweisen zu können, die Publication des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, von welchem der achte, neunte und zehnte Band zur Vorlage kamen. Während der achte Band der Münzgeschichte Frankfurts und seinen Chroniken gewidmet ist, füllt den zehnten eine Geschichte des Postwesens in Frankfurt, der neunte aber, die Theatergeschichte Frankfurts bis zum Jahre 1782 von E. Mentzel, dürfte gerade die Kreise des Hochstiftes insonderheit interessiren, bietet er ja auch in seinem Kapitel „die französische und deutsche Komödie von 1759 bis 1763 und ihr Einfluß auf den jungen Goethe" einen werthvollen Beitrag zur Goetheliteratur.

Die dritte öffentliche Sitzung fand am 13. Januar unter dem Vorsitze des Herrn Dr. H. Grotefend im Goethehause statt.

Nach den üblichen geschäftlichen Meldungen machte der Vorsitzende der Versammlung die Mittheilung, daß der Prozeß gegen den Gutsbesitzer Ponge auf Fiddichow in dritter und letzter Instanz zu Gunsten des Hochstiftes entschieden sei. Er ertheilte sodann Herrn Hauptmann z. D. Franz Holthof das Wort zu dem angekündigten Vortrage über „Erfindung und Entwickelung des Telephons."

In seinen einleitenden Worten wies der Vortragende auf die Feier hin, welche kürzlich im hiesigen Elektrotechnischen Vereine zur Begehung des 50. Geburtstages von Philipp Reis stattgefunden, des leider so frühe seinem Wirken entrissenen hochbegabten Mannes, dessen Name auch in den Annalen unserer Genossenschaft für immer eine ehrende Stelle finden wird.

Reis hat bisher als erster Erfinder des Telephons gegolten, ob ihm dieser Name gebührt, mag streitig sein, fest steht indeß, daß er der Erste gewesen, der den Gedanken, Töne und Sprachlaute mittels der Electricität zu reprodiciren praktisch ausführte, und der das erste Instrument, welches die Aufgabe, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, löste, construirte und in die Oeffentlichkeit brachte.

Ueber Reis ist in der jüngsten Zeit soviel gesprochen und geschrieben worden, daß die Geschichte seines Lebenslaufs als bekannt vorausgesetzt werden darf. Unklarheit ist dagegen noch vielfach verbreitet über das, was er erstrebt, und das, was er wirklich erreicht hat, darum sollen über diesen Punkt an der Hand von praktischen Versuchen einige Erläuterungen folgen.

Die ersten Beobachtungen in Bezug auf die Wiedergabe von Tönen vermittels Electricität machte Charles Page in Salem, Massachusetts; er veröffentlichte sie in einer amerikanischen Zeitschrift unter der Ueberschrift „Galvanische Musik". Seine Experimente bestanden im wesentlichen darin, daß er einen intermittirenden elektrischen Strom um einen Eisenstab kreisen ließ, welcher dadurch in Schwingungen versetzt wurde, die einen Ton hervorbrachten. Sein Abhandlung erregte Aufmerksamkeit und bewirkte, daß sich allerorts die Physiker bemühten, die Ursachen dieser sonderbaren electrischen Töne zu ergründen. Weitere Untersuchungen auf dem bezüglichen Gebiete stellte Professor Wertheim in Pesth an, der im Jahre 1847 darüber Veröffentlichungen erließ. Zu einem positiven Resultate gelangte er noch nicht; dies war vielmehr Reis vorbehalten, der aus allen bisherigen Versuchen eine praktische Verwerthung für die Fortleitung der menschlichen Stimme zu erzielen suchte. Es gelang ihm jedoch nur, musikalische Töne, nicht aber sprachliche Laute fortzuleiten, wie er das auch unumwunden in seinem Berichte an den hiesigen Physikalischen Verein vom Jahre 1860 zugesteht.

Der Vortragende schritt nun zu seiner Erläuterung des Reis'schen Apparates und ließ denselben unter Anwendung von vier starken Bunsen'schen Elementen in Function treten. Hörbar wurde nur ein vibrirendes Geräusch, aus dem sich nur mit Mühe schwache Töne unterscheiden ließen. Die Versuche zur Uebertragung von articulirten Lauten oder Worten blieben ohne allen Erfolg.

Bevor der Vortragende in seinen Erörterungen fortfuhr, berichtigte er die viel verbreitete, aber irrige Ansicht, daß Reis Mitglied oder Meister des Freien Deutschen Hochstiftes gewesen.

Die Absicht, ihn zum Ehrenmitgliede und Meister zu ernennen, habe zwar bestanden, auch sei das Diplom schon ausgefertigt gewesen, doch sei es zu Weiterem nicht gekommen.

In seinem Vortrage fortfahrend wies dann der Redner darauf hin, daß es sich wie mit dem heutigen so mit fast allen seither angestellten Experimenten verhalten habe. Noch deutlicher als in seinem Berichte an den Physikalischen Verein habe sich Reis im Jahre 1863 über die Leistungsfähigkeit seines Apparates in einem (zu den Akten des Hochstiftes gegebenen) Prospekte des Mechanikers Albert ausgesprochen. Hier werde unumwunden hervorgehoben, daß mittels des „Telephons" lediglich musikalische Töne fortgeleitet werden sollten, während zur Vermittelung des gesprochenen Wortes an dem Apparate ein besonderer Klopftelegraph angebracht war. Für letzteren habe Reis ein eigenes, höchst originelles akustisches Alphabet erfunden, das die verschiedenen Lautzeichen durch einen einfachen und einen Doppelschlag wiedergebe und für Lautcombinationen bis zur Zahl 5 einen Daetylus verwende, wodurch es an Leistungsfähigkeit dem Morse-Alphabete fast gleichkomme.

Im Irrthum hat Reis sich befunden, wenn er geglaubt hat, der Ausdruck „Telephon" (richtiger vielleicht „Telephonie") sei zuerst von ihm angewendet worden. Das Wort „Telephon" wurde schon 1838 von Rommershausen für einen akustischen Telegraphen, eine Art Sprachrohr, gebraucht. Selbst die Bezeichnung „elektrische Telephonie" findet sich schon geraume Zeit vor Reis. Letzterer operirte mit seinem Apparate, wie heute unter Anwendung von vier Bunsenschen Elementen, und zwar mit demselben Instrumente, das heute zur Verwendung kam, im Jahre 1862 vor den Genossen des Hochstiftes im kleinen Saale des Saalbaues *), und auch damals war wesentlich ein anderes Ergebniß nicht zu erzielen als heute. Merkwürdig ist,

*) Das betreffende Instrument, das sich in den Sammlungen des Hochstiftes befindet, ist diesem von Reis geschenkt worden; es ist aber nicht der Original-Apparat, der in Friedrichsdorf im Garnier'schen Institute aufbewahrt wird.

daß man bisher noch bei allen mit dem Reis'schen Telephon angestellten Experimenten Eines übersehen hat, die merkwürdige Thatsache, daß Reis bereits, ohne daß er es wußte, in seinem Telephon das Mikrophon hergestellt hat. Er spricht stets davon, daß er sich eines intermittirenden Stromes bediene, d. h. eines Stromes, der zeitweilig unterbrochen und dann wiederhergestellt wird. Das ist aber nicht richtig, im Reis'schen Telephon kommt vielmehr der undulirende Strom, d. h. derjenige, der bald stärker bald schwächer wird, nie aber ganz aufhört, zur Verwendung.

Das Reis'sche Telephon gerieth mit der Zeit in Vergessenheit und erhielt sich nur als wissenschaftliches Curiosum in den Sammlungen, bis im Jahre 1876 auf der Weltausstellung in Philadelphia Professor Graham Bell mit seinem Telephon auftrat und die frühere deutsche Erfindung wieder in Erinnerung brachte. Bell gesteht zu, daß er von Reis ausgegangen ist. Wie dieser bediente er sich anfangs bei seinem Instrumente der Batterie und ging erst später zu der Anwendung von Inductionsströmen über. Siemens und Halske waren die ersten, welche den Hufeisenmagneten in der Construction des Telephons verwendeten. Ihr Instrument ist nur von einem einzigen übertroffen worden, dem Telephon des hiesigen Telegraphensekretärs Böttcher, das auch auf der Münchener Ausstellung alle anderen geschlagen hat.

Der Vortragende gab nun an einem vorhandenen Modelle eine ausführliche Erklärung dieses Apparates und ließ denselben in Wirksamkeit treten, wobei die Anwesenden von der erzielten Wirkung geradezu frappirt wurden. Der Redner schloß dann seine Ausführung mit den Worten:

Kurze Zeit nach Erfindung des Telephons wurde das Mikrophon erfunden, welches dem Telephone erst die Vollkommenheit gewährt, deren es bedarf, um sich in dem gewöhnlichen Leben als wirksam zu erweisen. Gerade für das Mikrophon war die Reis'sche Construction des Gebers fruchtbar; er hat fast ganz die alte Anwendung behalten, nur daß statt des Platincontaktes jetzt Kohlencontakt genommen wird. Daß

Reis ſich dieſer Tragweite ſeiner Erfindung nicht bewußt war, geht aus einem Briefe an Garnier in Friedrichsdorf aus dem letzten Jahre ſeines Lebens hervor, der übrigens in der ſchönſten Weiſe Zeugniß für ſeine Beſcheidenheit ablegt. „Ich habe", ſchreibt er, „der Welt den Weg zu einer großen Erfindung gezeigt; andern muß ich es überlaſſen, denſelben weiter zu ſchreiten".

Herr Lehrer Mertz aus Bockenheim knüpfte an den obigen Vortrag einige Mittheilungen über Reis und deſſen Perſönlichkeit. Redner arbeitete 1861—63 bei dem Mechanikus Auguſt Fritz in der Kloſtergaſſe als Lehrling und hatte dadurch vielfach Gelegenheit, perſönlich mit Reis zu verkehren, der damals ſeiner Erfindung wegen oft von Friedrichsdorf nach Frankfurt herüberkam. Er ließ bei Fritz ſeine Apparate anfertigen, und Redner arbeitete ſelbſt daran. Reis habe zwar große Hoffnungen auf ſeine Erfindung geſetzt und davon geſprochen, daß man dereinſt gerade ſo wie die Schrift durch den Schreibtelegraphen durch einen entſprechenden Apparat die menſchliche Stimme werde über das Meer ſenden können, ſei ſich aber dennoch bewußt geweſen, daß das mit ſeinem „Telephone" noch nicht möglich ſei. Von der Uebertragung artikulirter Laute durch das Reis'ſche Telephon ſei niemals die Rede geweſen, was man gehört habe, ſeien muſikaliſche Töne, beziehungsweiſe der Rhythmus und die Cadenz derſelben geweſen.

Herr Bernhard Schmidt gibt Auskunft in ähnlichem Sinne. Er war eng mit Reis befreundet und ſtand namentlich in regem Verkehr mit demſelben, als er ſich mit dem erwähnten Klopftelegraphen beſchäftigte. Das von ihm combinirte akuſtiſche Alphabet ſei noch weit vollkommener ausgearbeitet worden, als der Vortragende angedeutet. Zu einer Uebertragung von Sprachlauten durch das Reis'ſche Telephon ſei es nicht gekommen.

Herr Scheidel erinnerte daran, daß von Seiten des Hochſtiftes gleich beim Auftauchen des Bell'ſchen Telephons Schritte geſchehen ſeien, um dem Erfinder Reis die Priorität

zu wahren. Er wünsche, daß der dem Hochstifte gehörige Reis'sche Apparat unter Glas und Rahmen zur Ansicht der Fremden ausgestellt werde.*)

Herr A. Geiger möchte constatirt wissen, daß der Mechaniker Albert die Reis'schen Apparate nur vertrieben habe, während die Herstellung derselben lediglich von dem Mechaniker August Fritz besorgt worden sei.

Herr Dr. Ludwig Holthof machte hierauf die Mittheilung, daß sich in der „Didaskalia" vom 28. September 1854 bereits ein „Elektrische Telephonie" überschriebener und mit L unterzeichneter Artikel befinde, den er vorlas und den Anwesenden in mehreren Exemplaren zur Vorlage brachte. Aus diesem Artikel gehe hervor, daß damals bereits ein junger französischer Mechaniker Namens Bourseul einen „Telephon" genannten Apparat beschrieben habe, der nichts mehr und nichts minder sei als das Bell'sche Instrument in seiner ersten Gestalt. Es überrasche ordentlich, wenn man, das Bell'sche Telephon vor Augen, die im Jahre 1854 niedergeschriebenen Worte lese. Bourseul sei jedenfalls der geistige Vater der Telephon-Idee in dem heutigen Sinne. Ob man ihm den Namen des „Erfinders" beilegen könne, möge streitig sein, es hänge davon ab, welche Merkmale man in dem Begriffe des „Erfinders" eingeschlossen wissen wolle. Verstehe man darunter denjenigen, der zum ersten Male einen neuen Gegenstand klar und deutlich beschreibe, und zwar so, daß derselbe nach der Beschreibung hergestellt werden könne, dann sei Bourseul unzweifelhaft der Erfinder des modernen Telephons. Verlange man dagegen vom Erfinder, daß er selbst den Gegenstand in die Wirklichkeit des Lebens einführe, dann könne man dem französischen Mechaniker den Ruhm der Erfindung bestreiten. Immerhin müßte man ihn dann aber als den Ersten gelten lassen, der in klarer Erkenntniß der in Betracht kommenden physikalischen Gesetze die Theorie des heutigen Telephons aufgestellt habe. Bourseul sei

*) S. 29 ist bereits hervorgehoben worden, daß dieser Apparat zwar von Reis geschenkt, aber nicht dessen Original-Apparat ist.

in dieſer Hinſicht 1854 bereits viel weiter geweſen, als Reis 1863, da er, ganz wie Profeſſor Bell es ausgeführt, ſowohl für den Geber- wie für den Empfänger-Apparat ein Membran vorgeſchrieben habe. Leider ſei über die Perſönlichkeit Bourſeul's ſo gut wie gar nichts zu ermitteln; man wiſſe nur, daß er ſich 1848 als Soldat der algeriſchen Armee ausgezeichnet habe, 1854 in Paris, 1861 in Metz und 1877 Telegraphen-Unter-Inſpektor in Auch geweſen ſei. Wenn er ſelbſt nicht zur Herſtellung eines Apparates geſchritten, ſo habe das unzweifelhaft nur an ſeiner Mittelloſigkeit gelegen. Mangel an Energie könne man ihm nicht vorwerfen; er habe, unter ausdrücklicher Provocirung der Wiſſenſchaft, der franzöſiſchen Akademie Mittheilung von ſeiner Idee gemacht, dieſe ſei aber, wie ſo oft, wenn die Wiſſenſchaft provocirt worden, über den Erfinder und ſeine Erfinder-Idee zur Tagesordnung übergegangen.*)

Faſſe man das Ergebniß der heutigen Sitzung zuſammen, ſo komme man, im Gegenſatze zu den Schlußfolgerungen, die der Engländer Thompſon in ſeinem Buche über Reis, und zwar irriger Weiſe, gezogen, zu nachfolgenden Sätzen:

1) Das Reis'ſche Telephon übermittelt nicht artikulirte Laute, ſondern nur muſikaliſche Töne, und kann in Folge ſeiner Conſtruktion nichts Anderes thun.

2) Reis hat nie etwas Anderes von ſeinem Apparate behauptet und zur Uebermittelung von Worten — nicht etwa zum bloßen Anrufen — an demſelben einen beſonderen Klopftelegraphen angebracht.

3) Reis hat in der That zum erſten Male den Apparat hergeſtellt, den wir jetzt „Mikrophon" nennen, aber ohne ſich

---

*) Ueber Bourſeul und ſeine Erfindung hat ſeither Hauptmann F. Holthof in der „Didaskalia" vom 11. März 1884 nähere Mittheilung gemacht. Nach derſelben ſind von Bourſeul praktiſche Verſuche, und zwar günſtige, angeſtellt worden. Bourſeul ſelbſt hat ausdrücklich hervorgehoben, daß durch ſeinen Apparat artikulirte Laute übermittelt werden ſollen. Der Artikel in der „Didaskalia" vom 28. September 1854 iſt ſeinem weſentlichen Theile nach die Ueberſetzung eines Original-Artikels der franzöſiſchen Zeitſchrift „Illuſtration" vom 26. Auguſt 1854.

der Tragweite seiner Erfindung bewußt zu sein (da er den undulirenden Strom consequent für einen intermittirenden hielt).

4) Von Edison wie Bell steht es fest, daß sie von dem Reis'schen Apparate ausgegangen sind. Es ist kaum anzunehmen, daß Bell keine Kenntniß der Bourseul'schen Ausführungen gehabt haben soll. Reis dagegen hat diese Kenntniß unzweifelhaft nicht gehabt, so auffallend es auch erscheint, daß ihm der sensationelle Artikel der „Didaskalia" vom 28. September 1854 entgangen ist.

5) Der französische Mechaniker Charles Bourseul ist jedenfalls der Erste gewesen, der in klarer und voller Erkenntniß der wissenschaftlichen Grundlage die richtige Theorie des modernen, später von Bell und dann von Edison verwirklichten Telephons aufgestellt hat.

Die vierte öffentliche Sitzung fand am 24. Februar unter dem Vorsitze des Obmanns, Herrn Justizraths Dr. Berg, im Goethehause statt.

Bevor nach Erledigung der geschäftlichen Mittheilungen zur Absolvirung der Tagesordnung geschritten wurde, erbat sich Herr Dr. Ludwig Holthof das Wort zu einigen Bemerkungen im Anschlusse an das verlesene Protokoll. Die letzte öffentliche Sitzung habe nach langer Zeit wieder einmal der Presse Gelegenheit gegeben, sich in angelegentlicher Weise mit dem Freien Deutschen Hochstifte als einer wissenschaftlichen Anstalt zu beschäftigen. U. a. habe die „Tägliche Rundschau" eine seither von einer Reihe von Blättern reproducirte Mittheilung des derzeitigen Leiters der Garnier'schen Lehr- und Erziehungs-Anstalt in Friedrichsdorf, Herrn F. Bangert, gebracht, welche zwischen seinen (des Redners) fünf Thesen und den Behauptungen Thompson's zu vermitteln suche. Herr Bangert sei der Ansicht und erkläre, daß das Reis'sche Telephon allerdings im Stande gewesen sei, die menschliche Sprache auf weite Ent-

fernungen zu übertragen, doch sei die Wiedergabe undeutlich, von einem schwirrenden Geräusche begleitet und daher nur einem geübten Ohre verständlich gewesen. Als Beweis führe Herr Bangert die Mittheilung des Musiklehrers Peters an, nach welcher Reis durch seinen Apparat nicht etwa nur leicht verständliche oder combinirbare, sondern ganz sinnlose Sätze, z. B. „Die Sonne ist von Kupfer", oder „Das Pferd frißt keinen Gurkensalat" vernommen habe. Somit werde die alte, von Reis selbst schon widerlegte Legende erneuert. Daß der Reis'sche Apparat, auch wenn man ihn weit empfindlicher construire, als es dem Erfinder möglich gewesen, keine artikulirten Laute übermitteln könne, sei in der letzten Sitzung bis zur Evidenz durch die wissenschaftlichen Darlegungen, die angestellten Versuche und die Aussagen geradezu klassischer Zeugen dargethan worden. Was das Verständniß der angeführten Sätze anlange, so könne es nur das Resultat einer Selbsttäuschung gewesen sein. Wie gründlich Reis, der doch eigentlich der Einzige gewesen sei, der das von Herrn Bangert supponirte „geübte Ohr" besessen, von seiner Selbsttäuschung zurückgekommen, gehe einestheils aus seinem Berichte an den Physikalischen Verein vom Jahre 1861 und andrerseits noch weit deutlicher aus seiner Erklärung in dem Prospekte des Mechanikers Albert vom Jahre 1863 hervor. Letzteres Dokument schließe ein für allemal die Akten über die Streitfrage, ob es je möglich gewesen sei, durch das Reis'sche Telephon das gesprochene Wort, oder richtiger, den artikulirten Sprachlaut zu übertragen. — Von anderer Seite sei geltend gemacht worden, man könne Bourseul nicht wohl als den ursprünglichen Erfinder des Telephons betrachten, denn thue man das, so müsse man folgerichtig auch die alten Römer als die Erfinder der Buchdruckerkunst bezeichnen wegen der Stempel, die sie ihren Ziegelarbeiten aufzudrücken verstanden hätten. Demgegenüber sei zu bemerken, daß mit Bourseul die Sache doch wesentlich anders liege. Hätten die Römer das gethan, was von diesem erwiesen sei, d. h. hätten sie gesagt: „Ebenso wie wir Buchstaben auf weichen Thon eindrücken, wird es möglich sein, Schriftzeichen auf Pergament oder Papier zu

übertragen, wenn man die betreffenden Aenderungen des Verfahrens vornimmt", dann müßten sie in der That als die Erfinder der Buchdruckerknnst angesehen werden. Das, was den Namen Bourseuls für alle Zeiten zu einem denkwürdigen macht, ist die Thatsache, daß der Träger desselben genaue und bestimmte Anweisung zur Anfertigung eines Instrumentes gab, das zwanzig Jahre später von einem andern in derselben Weise hergestellt wurde, und daß er seine Anleitung gab in der klaren Erkenntniß der wissenschaftlichen Grundsätze, auf welche die Construction und die Wirksamkeit des modernen Telephons sich stützt.

Der Redner ging hierauf zu dem angekündigten Vortrage über, dessen Thema lautete: „Die Humanitäts-Idee im klassischen Alterthume. Zur Erinnerung an Konrad Schwenck († 14. Februar 1884)."

In seiner Einleitung suchte der Vortragende die Idee der Humanität zu entwickeln, die sich mit der des Sittengesetzes decke. Schon das Alterthum habe den Idealbegriff der Menschheit gehabt und denselben nicht nur in den westlichen Ländern sondern, wie u. a. die Bewegung des Buddhismus es darthue, auch im Oriente zu vollkommener Klarheit, ja man dürfe sagen, zu staunenswerther Erhabenheit entwickelt. Wenn er es unternehmen wolle, dies speciell für das Gebiet des sogenannten klassischen Alterthums zu beweisen, so leite ihn ein doppelter Zweck: einmal wünsche er dem Tage, der voraussichtlich zum letzten Male die Genossen in der altgewohnten Weise zusammenführe, den Stempel einer besonderen Weihe aufzudrücken, dann aber sei es ihm darum zu thun, das Andenken eines Mannes zu erneuern, der geistvoller und schöner als irgend ein anderer den zum Gegenstand des Vortrags gewählten Stoff behandelt habe, Konrad Schwenck's, des leider fast verschollenen und doch für Frankfurt unvergeßlichen hochverdienten Gelehrten. Freundeshand habe ihn in den Besitz einer nachgelassenen Handschrift dieses Mannes gesetzt, von der sich sagen lasse, sie sei mit dem Herzblute eines der Edelsten und Besten geschrieben, die je im Dienst des Humanitäts-Gedankens gewirkt.

Das Werk, an welches der Verfasser die letzte Hand nicht

mehr habe legen können, laſſe ein langſames und allmähliches Entſtehen erkennen; man gehe wohl nicht fehl, wenn man annehme, ſein Urheber habe das volle letzte Drittel ſeiner Lebenszeit auf die Abfaſſung deſſelben verwendet. Es ſei eine beredte Vertheidigung der tiefſittlichen Lebensanſchauung des klaſſiſchen Alterthums, eine Vertheidigung, geführt mit einer Bündigkeit und Schärfe, wie noch ſelten eine, denn der Verfaſſer gönne ſich ſelbſt nur das Wort in einer kurzen, leider unvollendet gebliebenen Einleitung und in aphoriſtiſchen Bemerkungen zu einer Reihe in klaſſiſches Deutſch übertragener Stellen aus griechiſchen und lateiniſchen Klaſſikern, ſo direct die Geiſter beſchwörend, gegen die ſich in der verhängnißvollen Nachblüte der Romantik ein heftiger Kampf zu entſpinnen gedroht habe. Auf dieſe Weiſe ſei, gewiſſermaßen polemiſch begonnen, das Werk weit über die ihm urſprünglich geſetzten Grenzen hinaus gewachſen, ſich zu einem Denkmal geſtaltend, wie es ehrenvoller einer in ihrer ſittlichen Grundlage heute noch vielfach verkannten Zeit nicht gewidmet werden könne.

Schwenck habe das von ihm ſeinem Inhalte nach als abgeſchloſſen betrachtete Werk „Heidniſche Humanität und deren Sittlichkeit" überſchrieben. In der Einleitung verbreite er ſich kurz über die allgemeinen Geſichtspunkte, von denen er ausgehe, und über die Schriftſteller, denen er ſeine, ſo wie ſie uns vorliegen, ſorgfältig nach Kategorien geordneten Anführungen entnehme. Ein Theil der Autoren gehört zu den minder bekannten Philoſophen der römiſchen Kaiſerzeit, deren Schriften darum beſonders werthvoll ſind, weil ſie uns die philoſophiſchen Syſteme, die ſie vertreten, abgeſchloſſen in ihrer ganzen Entwickelung zeigen. In dieſer Abgeſchloſſenheit läßt ſich aber erſt der Werth, die ſittliche Bedeutung der Philoſophie des Alterthums erkennen. Mit Recht nennt Schwenck die Vertreter derſelben wahre Bußprediger, deren Vorträge oft mehr chriſtlichen Predigten ſich nähern als weltlichen Vorträgen. Am meiſten ſind in dieſer Hinſicht verkannt worden die Cyniker, die der Welt entſagenden, aus freiwilliger Selbſtaufopferung dem Bußpredigerberufe ſich widmenden Weiſen. Auch die Stoiker

verſtehen unter ihrem „Weiſen“ nicht etwa einen unendlich Vieles Wiſſenden, ſondern einen durch Vernunftideen und die im Sittlichen geübte Willenskraft veredelten Menſchen, und ſie geſtehen, daß das ein Ideal ſei, dem auch der edelſte ſich nur angenähert habe. Wenn die Lehre der Stoiker nicht frei von Heuchelei blieb und als einſeitig Gelegenheit zum Spotte gab, iſt es ihr nicht anders ergangen wie der chriſtlichen. Die Lehre muß darum nicht ſchlecht ſein, weil ſie mißbraucht wird. Epikur gebietet Tugend, damit der Menſch die höchſte Luſt erlange, die Stoa befiehlt, ſie ihrer ſelbſt wegen zu üben, gibt ihr aber die Luſt zur unausbleiblichen Gefährtin. Die geoffenbarten Religionen befehlen ebenfalls die Tugend, damit der Menſch nach ſeinem Tode ſelig werde, d. h. die höchſte Luſt erlange. In dieſem Tugendbedürfniſſe bewährt ſich überall die beſſere menſchliche Natur.

Geradezu problematiſch muß uns der Werth aller geoffenbarten Religionen erſcheinen, wenn wir uns den Gottesbegriff vergegenwärtigen, wie er uns aus den Zeugniſſen antiker Schriftſteller entgegentritt. Wo bleiben unſere landläufigen Vorſtellungen vom Polytheismus, wenn wir dieſen Begriff im „heidniſchen“ Alterthume auf einer ſittlichen Grundlage conſtruirt ſehen, die geradezu unſer Staunen wachrufen muß! „Gott — ſo ſagt Plato (Geſetze IV) — wie die alte Rede ſagt, hält Anfang und Ende und Mitte alles Seienden und vollendet naturgemäß wandelnd ſeinen geraden Weg, und immer folgt das Recht ihm nach.“ Klingt es nicht wie eine bloße Paraphraſe, wenn es in der Offenbarung Johannis heißt: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, ſpricht der Herr, der da iſt, und der da war, und der da kommt, der Allmächtige“?

Cicero (Traum Scipio's) ſpricht von dem oberſten Gott, der dieſe ganze Welt beherrſcht. — Der Gott, deſſen Stempel alles iſt, was wir erblicken.

Seneca (Wohlthun IV. 7): Du ſagſt, die Natur gewährt mir dieſes. Bemerkſt Du nicht, daß, indem Du ſo ſprichſt, Du nur Gottes Namen änderſt? Denn was iſt die Natur anders als Gott, als die göttliche Vernunft, durch das Weltall und

ſeine einzelne Theile ergoſſen? Du darfſt, ſo oft Du willſt, dieſen Urheber unſerer Schöpfung anders nennen; Du wirſt ihn mit Fug den beſten und größten Jupiter heißen, den Donnerer u. ſ. w. — und nennſt Du ihn Schickſal, ſo wirſt Du nicht irren, denn da das Schickſal nichts anderes iſt, als die verſchlungene Reihe der Urſachen, ſo iſt er die erſte Urſache unter allen, von welchen die übrigen abhängen. Du wirſt mit Recht ihm jeglichen Namen geben, der nur irgend eine Kraft und Wirkung himmliſcher Dinge bezeichnet.

(Briefe 65): Wir ſuchen die erſte und allgemeine Urſache. Dieſe muß einfach ſein, denn auch die Materie iſt einfach. Wir fragen alſo, was die Urſache ſei? Die wirkende Vernunft, d. i. Gott. — Alles nämlich beſteht aus der Materie und aus Gott, Gott beherrſcht die ſichtbaren Dinge, welche um ihn her ergoſſen, ihrem Lenker und Führer folgen. Was aber wirkt, Gott alſo, iſt mächtiger als die Materie, die Gottes Einwirkung erfährt.

(Natur-Unterſuchungen I): Unſer beſſerer Theil iſt der Geiſt, in ihm iſt nichts als Geiſt, er iſt ganz Vernunft. (II, 45): Die etruskiſchen Erfinder der Lehre von den Vorbedeutungen durch den Blitz haben auch nicht geglaubt, daß der Jupiter, wie wir in dem Capitolium und den übrigen Tempeln ihn verehren, mit ſeiner Hand die Blitze ſende, ſondern ſie denken ſich dabei den nämlichen Jupiter wie wir; den Bewahrer und Lenker des Weltganzen, der nur Geiſt iſt und Lebenshauch, den Herrn und Meiſter dieſes irdiſchen Werkes, für den jeder Name ſich ſchickt. Willſt Du ihn Schickſal nennen? Du wirſt nicht irren. Er iſt es, von dem Alles abhängt, die Urſache der Urſachen. Willſt Du ihn Vorſehung heißen? Du wirſt ihn recht benennen. Er iſt es ja, durch deſſen Rath für dieſe Welt geſorgt wird, daß ſie unverworren ihren Gang gehe und ihre Wirkſamkeit entfalte. Willſt Du ihn Natur heißen? Du wirſt nicht fehlen, denn er iſt es, aus dem Alles geworden iſt, durch deſſen Hauch wir leben. Willſt Du ihn Welt benennen? Du täuſcheſt Dich nicht; er ſelbſt iſt ja das Ganze, das wir ſehen, und ganz in deſſen Theile ergoſſen, und durch eigene Kraft ſich erhaltend.

Mehr vielleicht noch als dieſe Ausſprüche, die uns trotz

der manchmal durchſchimmernden pantheiſtiſchen Idee, wie ſie ſich namentlich bei den Stoikern findet, den Beweis erbringen, daß die chriſtliche Gottesidee nicht nur auf den Vorſtellungen des ſpäteren Judenthums fußt, würden uns Stellen frappiren, die von Gottes Allgegenwart und Allwiſſenheit, von ſeiner Allmacht, Gerechtigkeit, Liebe und Güte reden. Neben dieſen freilich, die, wir möchten ſagen, einen chriſtlichen Charakter vor und neben dem Chriſtenthum athmen, finden wir andere, die wir direct mit dem Namen modern-heidniſcher belegen möchten.

So heißt es bei Euripides (Bellerophon):

Sagt einer, Götter ſei'n fürwahr im Himmel dort?
Nein, nein, mit Nichten! wenn ein Menſch es aber ſagt,
Gebrauch' er nicht das alte Märchen als ein Thor.

Derſelbe (Melanippe):

Zeus, wer es ſei, denn außer Hörenſagen weiß ich
Nichts von ihm.

Sextus Empiricus (IX. 65) führt 43 Verſe des Kritias, eines der 30 Tyrannen von Athen an, worin ausgeführt wird, daß eine im Himmel waltende Gottheit von denen erfunden worden ſei, die eine ſolche zur Entwilderung des menſchlichen Geſchlechtes für nöthig erachtet hätten.

Neben ſolcher Leugnung der Gottheit findet ſich auch ganz im Sinne der modernen Naturphiloſophen die Anſicht ausgeſprochen, der menſchliche Geiſt ſei Gott. Euripides läßt Hekuba in den Troerinnen ſagen:

Wer Du auch ſein magſt, der ſich nicht begreifen läßt,
Zeus, ob Du ſeiſt Naturgeſetz, ob Menſchengeiſt.

Aehnlich, aber nicht ſo ſcharf ausgeſprochen heißt es bei Menander:

Der Geiſt ja iſt in jeglichen von uns Menſchen Gott.

Marc-Aurel (VII. 9):

Es iſt nur eine Welt, aus allem Seienden gebildet, nur ein Gott in allem, nur ein Weltſtoff.

Faſt der gleiche an die moderne und modernſte Zeit erinnernde Zwieſpalt zieht ſich durch die Stellen, die von der Fortdauer nach dem Leben handeln.

Gläubig fromm heißt es bei Sophokles, Antigone:

. . . . Denn viel länger muß
Genehm ich denen drunten sein, als denen hier,
Denn dort ja werd' ich ewig sein.

Plato (Gesetze XII.): Man soll dem Gesetzgeber glauben, wenn er sagt, die Seele sei ganz und gar verschieden von dem Leibe; sie allein sei es, welche im Leben jeden von uns zu dem macht, was er ist; der Leib aber folge uns nach, einem Abbilde zu vergleichen — und was in uns wahrhaft unsterblich ist, das heiße Seele und gehe dereinst zu andern Göttern hinüber, um Rechenschaft zu geben — eine ermuthigende für den Guten, eine furchtbare für den Bösen, für welchen keine große Hilfe mehr sei, wenn er abgeschieden ist. Es hätten deshalb alle seine Angehörigen im Leben ihm helfen sollen, damit er möglichst heilig und gerecht gelebt hätte, und damit er im Tode, im Leben nach dem jetzigen, verschont geblieben wäre von furchtbarer Vergeltung.

Cicero (Tusculanische Untersuchungen 27. 66): Der Ursprung der Seele kann auf Erden nicht gefunden werden, denn es ist nichts Gemischtes und Zusammengesetztes in ihr, noch was aus Erde hätte geboren und gebildet werden können, auch nichts Feuchtes, Wehendes oder Feuriges (also nichts von den vier Elementen enthaltend, welche fast noch bis auf unsere Zeit für die Grundstoffe der Körperwelt galten). In all diesen Stoffen ist nichts, was eine Kraft der Erinnerung, des Geistes, des Gedankens enthielte, was das Vergangene bewahrte, das Zukünftige vorausfähe, die Gegenwart umfassen könnte, welches allein nur das Göttliche vermag. Auch wird man nie finden können, von wannen dieses zu dem Menschen habe gelangen können, außer nur von Gott. Die Natur und das Wesen der Seele ist demnach ganz einziger Art und von den niedrigen und bekannten Naturen verschieden. Was also auch sein mag, was empfindet, erkennt, lebt und seine Kraft fühlt, es ist himmlisch und göttlich, und deswegen nothwendig auch ewig.

Vollständig pantheistisch im Sinne der modernen Naturanschauung dagegen äußert sich Epiktet (III, 24. 93): Dieses ist

der Tod: ein größerer Uebergang, nicht aus dem jetzt Seienden in das nicht Seiende, sondern in das jetzt nicht Seiende. So werde ich also ferner nicht sein? Du wirst, was Du jetzt bist, nicht sein, sondern irgend ein Anderes, dessen die Welt (das Ganze) alsdann bedürfen wird.

Noch schärfer in einem anderen Ausspruche (IV. 7. 15): Was sagst Du, sterben? Sage doch, was es wirklich ist. Es ist die Zeit gekommen, daß der Stoff (unseres Leibes) in das, woraus er zusammengesetzt ist, wieder aufgelöst werde. Und warum ist das furchtbar? Wird denn irgend etwas von dem, was in der Welt ist, untergehen?

Frivoler spricht sich Kallimachus in seiner Grabschrift auf den Charidas (Epigramme 14) aus:

Jenseits, Charidas, sage, wie ist es? Nacht ist es. Die Rückkehr?
Lügen. Und Pluton der Gott? Fabel, wir wurden zu Nichts.
Dieses vermeld' ich als wahren Bericht euch.

Ein Epigramm (Anthologie X. 118):

Wie doch ward ich, woher, weshalb doch kam ich und scheid' ich?
Wie wird solches mir kund, der ich es nimmer begriff?
Ward, nichts seiend, und werd' hinwiederum, was ich gewesen.
Denn nichts weiter als nichts ist ja das Menschengeschlecht.
Aber wohlan! reich her mir des Weins lustspendenden Becher,
Denn der ist für das Linderungsmittel allein.

Anthologie, Grabschrift (Anhang 280):

Einst war ich, ich ward, war, bin jetzt nicht, in der Zukunft
Nicht, so ists, und es lügt, wer Dir ein Anderes sagt.

Nichts ist den ethischen Anschauungen der antiken Welt zu schwererem Vorwurfe gemacht worden als die Sklaverei (die übrigens durch das Christenthum nicht aus der Welt geschafft wurde). Allein selbst auf diesem Gebiet waren die inhumanen Ansichten nicht so vorherrschend, wie wir gemeinhin nach den nur fragmentarischen Einblicken, die wir selbst auf sogenannten gelehrten Schulen in das Wesen der Antike werfen, annehmen. Das Institut der Sklaverei beruhte nicht auf einem ethischen, sondern auf einem wirthschaftlichen Irrthume der antiken Welt, und dieser Irrthum hat sich durch die Geschichte der

Menſchheit fortgeſchleppt bis weit über die Zeit hinaus, da die antike Weltanſchauung noch irgend einen Einfluß auszuüben vermochte. Das ſittliche Verhältniß des Herrn zum Sklaven iſt von edleren Geiſtern des Alterthums nie unterſchätzt worden.

Obgleich — ſo heißt es bei Seneca (Von der Milde I. 18) — obgleich gegen die Sklaven alles erlaubt iſt, ſo iſt doch etwas, was das allgemeine Recht aller lebenden Weſen gegen den Menſchen nicht erlaubt ſein läßt, weil ſie von der nämlichen Natur ſind wie wir.

(Vom glücklichen Leben 24): Die Natur heißt uns den Menſchen nützlich ſein, ſeien ſie Freie oder Sklaven, Freigeborene oder Freigelaſſene. — — Was liegt daran? Wo ein Menſch iſt, da iſt Veranlaſſung, ihm wohlzuthun.

(Vom Wohlthun I. III. 20): Man irret, wenn man glaubt, die Sklaverei durchdringe den ganzen Menſchen; der beſſere Theil deſſelben iſt davon frei. Die Leiber ſind ihr unterworfen und den Herren überantwortet, der Geiſt gehört ſich ſelbſt an.

(Briefe 47): Sie ſind Sklaven? Nein, Menſchen. Sie ſind Sklaven? Nein, Zeitgenoſſen. Sie ſind Sklaven? Nein, niedrige Freunde. Sie ſind Sklaven? Nein, Nebenſklaven, wenn Du bedenkſt, daß das Glück gegen beide Theile gleiche Macht hat.

Radikaler noch ſpricht ſich Epiktet (I. 13. 4) aus: Willſt Du bedenken, wer Du biſt, und über wen Du herrſcheſt? nämlich über Anverwandte, über Brüder, über Abkömmlinge Gottes. (Fragmente 34): Bedenke, daß Du nichtarbeitend von Arbeitenden, eſſend von Nicht-eſſenden, trinkend von Nicht-trinkenden, redend von Schweigenden, unbekümmert von Höchſt-aufmerkſamen bedient wirſt. (Und dieſer Anblick eines dem deinigen ſo tief untergeordneten Geſchickes möge Dich milder ſtimmen.)

Daher auch die Vorſchriften bei Seneca (Briefe 47): Mit dem Sklaven lebe huldvoll, ja ſelbſt freundlich ſcherzhaft; laß ihn zu Deinen Geſprächen zu, zu Deinen Berathungen und zu Deinem Tiſche.

Dem entſprechend die Maxime: Was immer über das Maaß der Sklavenpflicht hinausgeht, was nicht aus ſchuldigem Gehorſam, ſondern aus freier Geſinnung geleiſtet wird, das iſt

zum Dank verpflichtende Wohlthat, wofern es anders von der Art ist, daß wenn irgend ein Anderer es geleistet hätte, es so hätte heißen können.

Zu schöner und freier Menschlichkeit erheben die sittlichen Anschauungen der Antike sich überall da, wo einfache menschliche Verhältnisse, Haus, Ehe, Eltern und Kinder, Alter und Jugend, in Betracht kommen. Schon Homer (Odyssee VI. 182) singt:

— Denn nichts Schöneres gibt's als das, und Besseres gibt's nicht,
Als wenn eintrachtsvoll in Gesinnungen führen den Haushalt
Mann und Weib.

Galanter — und ungalanter drückte sich Hesiod (Werke und Tage 700) aus:

Denn nichts Besseres erwirbt auf Erden irgend ein Mann sich
Als ein treffliches Weib, doch Aergeres nicht als ein schlechtes.

(Jesus Sirach 26. 18: Ein wohlerzogenes Weib ist nicht zu bezahlen. 25. 30. Ein böses Weib macht ein betrübtes Herz, traurig Angesicht und das Herzeleid. Sprüche, Cap. 14. 1: Durch weise Weiber wird das Haus erbaut, eine Närrin aber zerbricht es mit ihrem Thun u. a. m.) Cicero (Grenzen des Guten und Bösen III 20. 18) hält es für die Pflicht des Weisen — damit er naturgemäß lebe — eine Gattin mit sich zu vereinigen und Kinder mit ihr zu erzeugen. Selbst eine reine Liebe sei nach den Meistern der stoischen Schule nicht ungeziemend. (Paulus im Brief an die Corinther, meint Schwenck, empfiehlt zwar das Unverheirathet bleiben, muß jedoch das Heirathen als nothwendig zugestehen, was er gerade nicht mit feinen Worten thut.)

Die Elternliebe verherrlicht Homer (Odyssee 9. 34—36):

Gibt's doch Süßeres nicht als die Heimath oder die Eltern
Irgend, und wenn auch einer Haus voll reichen Besitzthums
Draus in der Fremde, getrennt von den Eltern bewohnte.

Pindar (Isthm. 1. 5):

Was Theureres gibts für die Guten, als die ehrwürdigen Eltern?

Sophokles (Fragm. XIX):

Da wo die Eltern unterthan den Kindern sind,
Da ist fürwahr mit Nichten eine kluge Stadt.

Euripides (Fragm. 241):

Wer alle Zeit die Eltern ehrt mit frommem Sinn,
Der ist im Leben und im Tod den Göttern lieb.

Menander:

Wer seinen eigenen Vater schmäht mit verruchtem Wort,
Hat gegen das Göttliche selber Lästerung erdacht.
— Die Eltern ehrend, hoffe daß Dir's wohl ergeht.
— Verehre Gott und Eltern, ihn zuerst, dann sie.
— Dem, der die Eltern pflegt, ergeht es wohl.

Sophokles (Elektra):

Ein mächtig Ding ist's, Mutter sein, und geht es ihr
Auch schlimm durch ihre Kinder, haßt sie doch sie nicht.

Strenge dachte das Alterthum von den Pflichten des Alters gegen die Jugend. Den Kindern — heißt es bei Platon (Gesetze 5) — soll man nicht vieles Gold hinterlassen, sondern viel sittliche Scham und Scheu. — Diese erlangen aber die Leute nicht durch die jetzt üblichen Ermahnungen. — Ein verständiger Gesetzgeber würde eher die alten Leute ermahnen vor der Jugend Scheu zu hegen und vor allem sich zu hüten, daß nie einer der Jungen sehe, wie er selbst etwas Schändliches thut oder sagt; denn, wo die Alten schamlos sind, da müssen die Jungen durchaus höchst unverschämt sein.

Ueber die Frauen äußert Seneca sich in ganz modernverbindlicher Weise in einem Briefe an Marcia: Wer mag sagen, die Natur sei gegen den Geist der Frauen karg gewesen und habe ihre Tugenden beschränkt? Sie besitzen, glaube mir, dieselbe Kraft, dieselbe Fähigkeit, wenn sie nur wollen, für das sittlich Schöne, sie ertragen, wenn sie darin sich üben, Anstrengung und Schmerz. — Nicht selten, bemerkt Schwenck zu dieser Stelle, vernimmt man, nur das Christenthum lasse dem weiblichem Geschlechte sein Recht widerfahren, doch lauten diese Worte Seneca's um ein gutes Theil besser, als die des Paulus im Römerbrief. Auch Petrus erklärt die Weiber für die schwächsten Werkzeuge, die dem Mann unterthan sein müssen.

Schön sagt Sophokles (Fragm. XXIV):

Welch Haus der Menschen wurde jemals vollbeglückt,
Und prangte stolz, worin ein gutes Weib gefehlt?

Menander:

Es ist das Weib des Hauses Unheil oder Heil.
Ein rechter Segen ist ein tugendsames Weib.

Weit weniger galant klingt eine andere Stelle bei Sophokles (Epigonen 2):

Fürwahr, es gibt nichts Schlimmeres als das Weib, und wird
Es nimmer geben, welches Leid auch kommen mag.

In unschöner Steigerung behauptet gar Pallades, jegliches Weib sei Galle, zweimal im Leben sei sie leidlich, einmal am Hochzeitstag — „einmal im Tode sodann".

Ueber die Frauen gibt es so viele bitterste Aussprüche, daß sie sich kaum zusammenstellen lassen. Als besonderer Weiberhasser galt im Alterthum Euripides. Allein auch er behauptet im 3. Bruchstück des Penteſilaos, daß es Thorheit sei, sie allzumal zu beschimpfen, da die eine gut, die andere schlecht sei.

Als eine Tugend, die fast nur ihm zukommt, darf das Alterthum die Gastlichkeit betrachten, die die Person des Fremdlings als eine geheiligte erscheinen ließ.

Gleich dem Bruder betrachtet den Gast und bittenden Fremdling
Jeglicher Mann, der auch nur ein wenig Gefühl in der Brust hat,

singt Homer (Odyssee VIII. 546). Ebenso IX. 270:

Zeus ist aber ein Rächer des Gastes und bittenden Fremdlings,
Der als Schützer der Gäst' ehrwürdige Gäste geleitet.

Bedenket — mahnt Plato (Gesetze V) — daß an die Fremdlinge die heiligsten Verträge uns binden. — Der Fremdling, der Genossen und Verwandten beraubt, ist Göttern und Menschen um so mehr des Mitleids werth. — Darum bemühe sich jeder, dem auch nur einige Bedachtsamkeit innewohnt, daß er seinem Ende zuwandle, ohne auch nur das mindeste gesündigt zu haben in seinem Leben.

Mit dieser schönsten Seite der ethischen Anschauungsweise der vorchristlichen Zeit — so schloß der Redner seine Ausführungen — berühren wir auch den wundesten Punkt derselben. Der Fremdling galt der sittlichen Anschauung des Alterthums als heilig, weil er schutz- und rechtlos war; wie im Lateinischen

das Wort hostis einſt ebenſowohl den Landesfeind wie den Fremdling bezeichnete, war der griechiſche βαρβαρος der von der nationalen Cultur und damit von dem Rechtsſchutze Ausgeſchloſſene. Wie die treffliche Arbeit Schwenck's, von der ich Ihnen in meinen Ausführungen nur einen ſchwachen Begriff beibringen konnte, uns mit überzeugender Klarheit darthut, hat das Chriſtenthum kaum eine Tugend aufzuweiſen, für welche das heidniſche Alterthum nicht ein glänzendes, ja wir dürfen ſagen: ein glänzenderes Vorbild aufſtellt — und doch hat es in einem Punkte die Idee der Humanität zu einer Entwicklung gebracht, die ihr früher fremd war. Hat es die Sklaverei nicht zu Falle gebracht, und war es ſeinem Weſen nach nicht im Stande dieſes zu thun, ſo hat es der Menſchheit doch einen gleich großen Dienſt geleiſtet, einen Dienſt, der es den Idealen der Menſchheit erſt geſtattete, in ihrer wirklichen Bedeutung hervorzutreten. Es hat die Schranken der Nationalität niedergeworfen und zum erſten Male den Gedanken des Weltbürgerthums ausgeſprochen; es iſt die erſte Weltanſchauung, die ihren Sendboten die Weiſung ertheilte: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker", eine Weiſung von einer revolutionären Kraft und Bedeutung, wie ſie die Welt bis dahin nicht gekannt. Nur dieſe Weiſung verſtrickte das Chriſtenthum in den Kampf mit dem nationalen römiſchen Weltſtaate, und nur dieſer Kampf hat ihm zum Siege und zur Eroberung der civiliſirten Welt verholfen. Mit dem ſiegreichen Durchbrechen des Chriſtenthums iſt daher für die Geſittung der Menſchheit in der That eine neue Aera eingetreten, ein Markſtein zwiſchen heidniſcher und chriſtlicher Zeit geſetzt worden. Jetzt erſt iſt es möglich geworden, eine ſittliche Norm aufzuſtellen, bindend und zugleich befreiend für alles, was Menſchenantlitz trägt, eine Norm, die einzig und allein es ermöglichen wird, daß dereinſt „rings der Menſch die Bruderhand — dem Menſchen reicht — trotz alledem!"

Nach Beendigung des Vortrages nahm der vorſitzende Obmann, Herr Juſtizrath Dr. Berg das Wort, um als ehemaliger Schüler Schwencks in warmer und herzlicher Weiſe dem Ge-

fühle der Verehrung Ausdruck zu verleihen, wie es bei allen denen fortlebe, welche irgendwie in näherer Beziehung zu dem trefflichen Gelehrten und Jugendbildner geſtanden. Seiner Aufforderung entſprechend bezeugten ſodann die Verſammelten durch Erheben von den Sitzen ihre Hochachtung vor dem Andenken Konrad Schwencks.

III. Vorträge und Vorleſungen.

1. Die Kunſt des Islam.

Den erſten der von dem vorbereitenden akademiſchen Ausſchuß beſchloſſenen, von der Hochſtifts-Verwaltung genehmigten und im Laufe des Winters 1883/84 in Goethe's Vaterhauſe abzuhaltenden wiſſenſchaftlichen Vorträge übernahm Herr Hofrath Profeſſor Dr. G. Schaefer aus Darmſtadt, welcher am 25. November 1883 über die Kunſt des Islam ſprach. An den Wänden des Saales waren nahezu einhundert graphiſche, photographiſche und polychrome Abbildungen als Illuſtrationen des Thema's ausgeſtellt, vorzugsweiſe aus dem Gebiet der Architektur, der Flächendecoration und der Textilornamentik.

Herr Juſtizrath Dr. Berg begrüßte als Obmann durch eine herzliche Anſprache die Verſammlung, worauf er Herrn Dr. Schaefer aufforderte, das Wort zu ergreifen. Derſelbe leitete ſeinen Vortrag folgendermaßen ein:

Hochgeehrte Stiftsgenoſſen! Zu einer Zeit wie die gegenwärtige, in welcher die Blicke der ganzen Welt auf den Orient und die dort gährenden endloſen Wirrſale gerichtet ſind, aus denen, allen diplomatiſchen Congreſſen und Conferenzen zum Trotz, der zündende Funke jeden Augenblick wie aus einer mit Elektricität geſpannten Wolke niederfahren und der erbittertſte Kampf auf's neue in hellen Flammen auflodern kann, wie jetzt wieder in Serbien und im ägyptiſchen Sudan, dürfte es wohl nicht unangenehm ſein, die geehrte Hochſtifts-Verſammlung über einen Gegenſtand zu unterhalten, der gleichfalls im Orient ſeine Wurzel hat, mit dem weſentlichen Unterſchied jedoch, daß dieſer

Gegenstand nicht kriegerischer, zerstörender Art ist, sondern friedlicher, weil künstlerischer Natur. Sein völkergeschichtlicher und politischer Hintergrund allein öffnet Ausblicke auf Ereignisse voll Kampf und Blut. Denn was bei den Bewohnern der arabischen Wüste nach ihrem Ueberschreiten der heimathlichen Grenzen den Anstoß gegeben zu einem selbstständigen künstlerischen Schaffen, worin Eigenes und Fremdes wechselseitig sich durchdrang, das war kein friedliches Verhältniß zu den Nachbarländern, sondern gewaltthätige Eroberung.

Nach diesen einleitenden Worten gab der Redner zunächst eine geschichtliche Uebersicht des Erscheinens der Araber auf dem Schauplatz der Geschichte, indem er an das Auftreten des Propheten Muhammed anknüpfte, welcher die Herrschaft seiner Lehre durch das Schwert gepredigt und die Vollbringung der Domination des Islam seinen Anhängern als Gebot hinterlassen hatte, worauf schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit die Grenzen des Araberreiches vom lybischen Wüstensaum östlich bis zum Kaukasus, Indus und Ganges, westlich bis an die Pyrenäen und den atlantischen Ocean reichten.

Was diesen unerhörten Erfolg erklärt, liegt nicht zum mindesten in dem Gesetz der gleichen Religion und Sitte, welches alle Bekenner des Islam umschlingt, ein Verhältniß, welches bis zur Stunde seinen gewaltigen Einfluß nicht verloren hat, und das allemal in den Tagen der Gefahr in dem geflügelten Ruf nach der Entfaltung der grünen Fahne des Propheten einen wirkungsvollen symbolischen Ausdruck findet, um die muhammedanischen Völker aller Zungen zu einer wahrhaft fanatischen Begeisterung für die Erhaltung ihrer gemeinsamen Interessen zu entflammen. In dieser Gemeinsamkeit von Religion und Sitte behaupteten sich die Araber längere Zeit als herrschendes Volk, und ihre Sprache wurde unter dem Einfluß des in ihrem Idiom geschriebenen Koran zum Träger einer überraschenden Geistesbildung, besonders von dem Zeitpunkt an, wo das bisherige Nomadenvolk in denjenigen Ländern seßhaft wurde, die schon seit Jahrtausenden Stätten höherer Kultur waren. Diese Geistesbildung gedieh zu hoher Blüthe u. a. in der Philosophie

(der Redner erinnert an die Gelehrtenschule der lauteren Brüder der Bassora und ihre fünfzig Tractate), in der Mathematik (deren Zahlencharaktere wir den Arabern verdanken), ferner in Poesie, Astronomie, Naturwissenschaft und Landwirthschaftslehre.

In diesem Zusammenhange gelangte nun der Vortragende zum Kern seines Thema's, zur bildenden Kunst der Araber oder des Islam, auch Moslem-Kunst genannt, welche damit begann, daß die erobernden Söhne der Wüste in den ihnen unterworfenen Ländergebieten den bereits vorhandenen künstlerischen Thatbestand, vornehmlich die Kunst der Byzantiner in ähnlicher Weise sich zu eigen machten, wie dies im Laufe der Geschichte bei anderen urwüchsigen Völkerschaften, z. B. bei den Germanenstämmen geschah, als dieselben in das sinkende Römerreich einbrachen und nach ihrer Seßhaftmachung die primitiven Ansätze eigener Kunst durch die Aneignung fremder Elemente läuterten und steigerten.

Wenn der Moslem in diesem Prozeß die Architektur in Verbindung mit der Polychromie in den Vordergrund rückte mit fast gänzlichem Ausschluß der Plastik und der höheren Figurenmalerei, so findet auch dieses Verhältniß in der islamischen Satzung seine Erklärung, wonach, wie der Koran ausdrücklich betont, weder Mensch noch Thier in bildliche Form gebracht werden durften, ein Gebot, welches strenge beobachtet wurde und nur durch einzelne Ausnahmen bei den Schiiten in Persien und Spanien (Löwenbrunnen der Alhambra) hintangesetzt blieb.

Die Hauptaufgabe der arabischen Architektur war anfänglich auf den Moscheenbau gerichtet, welcher unter dem Gesichtspunkt des Hallenbaues wie des Kuppelbaues eingehend erklärt, und wobei in letzterem Betracht dem Decorativsystem des Stalaktitengewölbes, einerseits in seiner geringen tektonischen, anderseits in seiner prachtvollen polychromen Bedeutung, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

In ähnlicher Weise wurden die Bogen- u. Säulenformen mit Unterstützung lehrreicher Abbildungen (Rundbogen, Spitzbogen, Hufeisenbogen, Kielbogen) erläutert, auf ihr Vorkommen

in den verschiedenen morgenländischen wie abendländischen Gegenden hingedeutet und die Ausgestaltung dieser Formmotive in sinnvolle Beziehung gebracht zum arabischen Zelt, dessen Erinnerung ebensowohl in den dünnstäbigen Säulenschäften wie in den zackenumsäumten Bogen der Architektur des Islam nachklingt, woher es aber auch kommen mag, daß diese Kunst es weder durch die Wölbung, noch durch den Bogen, noch durch die Säule zu einer wahrhaft großen structiven Bedeutung gebracht hat. Eines aber ist, das für den Mangel des großartig Tektonischen wie des Plastischen Ersatz gewährte, und dies Eine ist: die strahlende Augenweide der malerischen Ornamentation, womit die Wände der arabischen Innenarchitekturen über und über verschwenderisch bedeckt sind, und worin neben den stilisirten Pflanzenformen, die von den Arabern den bekannten Namen Arabesken tragen, die verschiedensten geometrischen Linienspiele auftreten, untermischt mit Koransprüchen, theils in der kufischen Schrift mit ihren geraden Lettern, theils in der Neski- oder Cursivschrift mit ihren geschwungenen Zügen: alles unausgesetzt aneinander und ineinander geflochtene Phantasiegebilde in Formen und Farben, vergleichbar den bunt geschlungenen Erzählungen in „Tausend und eine Nacht."

Zur Kunstdenkmälerschau nach der örtlichen Verbreitung übergehend machte der Vortragende zunächst darauf aufmerksam, daß an den Monumenten eines so ungeheueren Ländercomplexes, wie die Islamdomination sie umfaßte, unmöglich eine völlig übereinstimmende Formsprache zum Ausdruck gelangen konnte. Ueberall machten sich vielmehr die alten Ueberlieferungen, auf welche die Araber bei den Einheimischen stießen, geltend, beispielsweise in gleichem Grade auf der pyrenäischen Halbinsel, wo sie Spuren römischer Cultur begegneten und mit den Westgothen zusammentrafen, wie in Persien und Indien, wo die Erinnerungen der uralten Parsen- und Hindueultur mit Zähigkeit fortdauern.

Die hiermit in allgemeinen Zügen angedeuteten Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der islamischen Kunst wurden nun mit Hinweisen auf die reiche Serie photographischer Aufnahmen

in der weiten Verbreitungssphäre ihrer Denkmäler nach deren charakteristischen Eigenthümlichkeiten verfolgt und dabei der Ausgang von Syrien und Palästina, insbesondere der großen Moschee zu Damaskus und der Omarmoschee zu Jerusalem genommen, die zum Theil aus alten byzantischen Sacralarchitekturen bestehen.

Zu einer mehr selbstständigen Entwickelung gedieh die Islamkunst in Aegypten, wo, bei allem Nachtönen des älteren heimischen Stiles, die Amru-Moschee zu Cairo schon den Beginn der Formen des Spitz- und Hufeisenbogens aufweist, Bildungen, die an der Moschee Ibn Tulun voll entwickelt erscheinen unter gleichzeitigem Hinzutreten des Kuppel- und Minaretbaues, welcher in der späteren Ausbildung zu Cairo mannigfache zierliche Blüthen trieb, wie in den Moscheen des Kalaun und des Hassan. Auf persischem Boden wurde des verschwundenen Glanzes der Bauwerke des Harun al Raschid zu Bagdad und des Muhammed Jemin zu Gasna gedacht, die Einwirkung der Sassanidenkunst auf die Abassidenarchitektur hervorgehoben und an den Bauten zu Ispahan der bunte Farbenschimmer und im Flächenornament der eigenartig persische Blumenstil charakterisirt. Als Sammelpunkt der Islamkunst in Indien wurden die Bauwerke des alten und neuen Delhi geschildert und die Einwirkung der alten Kunst der Hindu auf das Kunstschaffen des Moslemgeistes bis tief nach Dekan verfolgt.

Aehnlich wie nach Osten hin in das Innere von Asien, zeigte der Gang der Betrachtung nun auch das Vordringen des Islam gegen Westen, zunächst längs des afrikanischen Littorale, wo der Halbmond nicht nur die Legionen der byzantischen Kaiser, sondern auch die Ureinwohner unterjochte, die nun ganz im arabischen Wesen aufgingen, eine Mischung, welche den Nachkommen (besonders den algerischen Stämmen) den wilden, unstäten Zug zurückließ, den die französischen Generäle wohl kannten, als sie im letzten Kriege zunächst die Turcos auf die deutschen Heeresabtheilungen losließen.

Das Eindringen der Araber in Spanien gab dem Vortragenden Gelegenheit zu einer Schilderung der hohen Culturblüthe, zu welcher die ehemaligen Wüstensöhne auch in diesem

Lande sich aufschwangen, besonders nach der Gründung des selbständigen Kalifates von Cordova durch den Ommayaden Abderhaman. Gleichwie damals der Ruhm der cordovanischen Universität durch ganz Europa sich verbreitete, so gedieh in der Hauptstadt am Guadalquivir auch die bildende Kunst zu hoher Anerkennung. Das nun folgende Bild der Kunstdenkmäler auf dem Boden Spaniens nahm mit Recht, als das uns zunächst gelegene reichste, den Schwerpunkt der Darstellungen ein. Die Fülle des Gegenständlichen, welche der Redner im Verlauf seines fast zweistündigen Vortrags gerade an dieser Stelle zu bewältigen hatte, und die dadurch für den Referenten erwachsene Schwierigkeit, den dargebotenen Reichthum der Anschauungen in Kürze zusammen zu fassen, mag es entschuldigen, wenn wir nur die Hauptmomente der spanischen Denkmälerschau hervorheben, welche vornehmlich bei der Moschee zu Cordova, dem Kalifenschloß Zara, bei der Puerta del Sol zu Toledo, bei der Giralda und dem Alcazar zu Sevilla verweilte, um sodann in der Schilderung der Architekturen von Granada, der Alhambra, dem berühmten Maurenschloß, insbesondere zu gipfeln, Monumente in welchen der sogen. maurische Stil herrscht, und welche den letzten künstlerischen Markstein bilden in dem Drama islamitischer Domination auf der pyrenäischen Halbinsel.

Von Spanien lenkte der Redner das geistige Auge der Versammlung nach Sicilien, wo die arabische Kunst die Kuba- Zisa- und Cefalubauten schuf und auf geraume Zeit hinaus so festen Fuß faßte, daß sie sogar auf die Kunst der Normannen (die Nachfolger der Saracenen auf der sicilischen Insel) einwirkte, wie an den Domen zu Palermo und Monreale, und selbst auf dem Festlande Italiens Spuren ihres Einflusses hinterließ, wie am Schloß Rufalo zu Ravello bei Amalfi, hoch über dem Golf von Salerno. Bei der lebhaften Schilderung dieser Denkmäler machte sich deutlich die persönliche Anschauung des Vortragenden fühlbar, besonders bei dem Hinweis auf die kultur- und kunstgeschichtliche Bedeutsamkeit der gesammten Monumentalwelt im glücklichen Campanien, die den denkenden und empfindenden Betrachter mächtig ergreife, wenn er von der

Terraſſe jenes Bergſchloſſes aus der griechiſchen Tempelgruppe zu Päſtum, der verſchütteten römiſchen Veſuvſtädte Pompeji und Hereulanum, der romaniſchen Dome zu Amalfi und Salerno, und der trotzigen Saracenenveſte gedenke, Werke, die dort nahe genug beiſammen liegen, um ihm das wechſelvolle Bild einer mehr als tauſendjährigen Kunſtentwicklung von monumentaler Herrlichkeit in raſcher Folge vor Augen zu führen.

Eine beſondere Epiſode bildete ein Streiflicht auf die Kunſt der Türken, als Erben der arabiſchen Kunſt. Die andauernde Rolle, welche der Spitzbogen auch im türkiſchen Kunſtſchaffen übernahm, gab dem Redner Veranlaſſung zu einem intereſſanten Vergleich des islamiſchen Spitzbogens mit dem abendländiſchen Spitzbogen als Conſtructionsprinzip der Gothik, wobei die Frage nach dem zufälligen Auftreten der Spitzbogen-Form im Orient nicht verwechſelt werden dürfe mit der Frage nach dem Auftreten des Spitzbogen-Stiles, des Triumphes aller Conſtruction, welcher für den abendländiſchen Kunſtgeiſt zu beanſpruchen ſei. Was an der arabiſchen Kunſt in erſter Linie hochbedeutend erſcheine, beſtehe nicht im Tektoniſchen, ſondern in ihrer Ornamentik, die denn auch ſchon früher im Kunſtgewerbe Anklang und Nachahmung gefunden habe. In dieſem Zuſammenhang wurden noch einzelne kunſtinduſtrielle Zweige hervorgehoben, darunter die ſaraceniſche Weberei, deren wohlthätige Einwirkung auf den modernen Geſchmack, namentlich in Sachen des Farbenverſtändniſſes wieder zu Ehren gekommen, in erfreulicher Weiſe im Wachſen begriffen ſei und zum Aufſchwung der Textilkunſt der Gegenwart mächtig beitrage.*)

Mag darum, ſo ſchloß der Redner, die orientaliſche Frage, welche jetzt die Welt bewegt und beunruhigend die Lage beherrſcht, eine Löſung finden, welche ſie wolle, mag die eroberungsſüchtige Lanze des Koſaken und Albions unausgeſetztes Vordringen im Orient über die grüne Prophetenfahne und den ſchneidigen

*) Dieſer Theil des Vortrages wurde illuſtrirt durch eine Reihe polychromer Tafeln aus dem artiſtiſchen Prachtwerk von Friederich Fiſchbach: Die Ornamente der Gewebe.

Damascener des Moslem ſiegen, und das Pfortenregiement dieſſeits wie jenſeits der Dardanellen untergehen: die Kunſt des Islam, ihre formen- und farbenſprühende Ornamentik zumal, wird auch mit einer Kataſtrophe nicht zu Grunde gehen; ſie wird fortleben, denn ſie iſt und bleibt eine Kulturthat, eine der edelſten und ſchmuckvollſten Blüthen des menſchlichen Geiſtes.

---

2. Ueber den Fortſchritt im Lichte der Darwin'ſchen Theorie.

Den zweiten der angekündigten Vorträge hielt am 10. Februar Herr Profeſſor Dr. Ludwig Büchner aus Darmſtadt über das in der Ueberſchrift angegebene Thema. Wir entnehmen ſeiner Ausführung die nachſtehenden Einzelheiten.

Die Frage, ob die Thatſachen der Natur und Geſchichte erlauben, anzunehmen, daß ein ſteter (körperlicher wie geiſtiger) Fortſchritt ſtattfindet oder nicht, hat zu allen Zeiten denkende Geiſter beſchäftigt und iſt bereits in der verſchiedenſten Weiſe beantwortet worden. Es gibt ebenſo begeiſterte Anhänger, wie entſchiedene Leugner des Fortſchritts. Es gibt auch eine Mittelpartei, welche den Fortſchritt in einzelnen Dingen oder Richtungen anerkennt, in andern dagegen leugnet. Die Wahrheit liegt, wie in allen menſchlichen Dingen, in der Mitte, nur hat bis jetzt der Schlüſſel des Räthſels gefehlt. Dieſer Schlüſſel darf jetzt als gefunden betrachtet werden, und zwar zum großen Theile durch den Einfluß der berühmten Darwin'ſchen Theorie und durch die Erkenntniß der Geſetze, welche den Entwicklungsgang der untergegangenen Organismen-Welt geregelt haben und noch regeln, und welche ganz analog denjenigen ſind, welchen auch der Gang der Menſchheitsgeſchichte folgt. Und dieſe Aufklärung iſt um ſo wichtiger, als grade in der Geſchichte der Erde und der untergegangenen Organismen-Welt jene Gegenſätze der Anſchauung bis jetzt am Schroffſten hervorgetreten ſind.

Redner ſchildert nun im Einzelnen die Gründe, welche von den Anhängern, wie von den Gegnern der Fortſchritts-Theorie

aus den paläontologiſchen Thatſachen und Forſchungen hergeleitet worden ſind, und welche bald Fortſchritt, bald Rückſchritt, bald einen, wie es ſcheint, regelloſen Formenwechſel erkennen laſſen. Ganz dieſelben Gründe hat man auch bei Beurtheilung der Fortſchrittstheorie in der Menſchheitsgeſchichte geltend gemacht und darauf hingewieſen, daß neben großen Fortſchritten eben ſo große Rückſchritte oder Stillſtände ſtattgefunden haben oder nachweisbar ſind. Der Fehler der ganzen Beurtheilung liegt nun darin verborgen, daß man bisher immer, ſowohl in der Natur, wie in der Geſchichte, den Fortſchritt als eine einfache, von Stufe zu Stufe voranſchreitende Reihe auffaſſen zu müſſen geglaubt hat, während in Wirklichkeit die Verhältniſſe ganz anders liegen, und während vielmehr der Fortſchritt ſich aus einer ganzen Anzahl nebeneinander herlaufender Reihen zuſammenſetzt, von denen ſich eine über die andere erhebt — ähnlich den Zweigen eines weitäſtigen Baumes, welche, wenn auch alle aus derſelben Wurzel entſpringend, doch in ihrem weiteren Wachsthum die verſchiedenſten Stadien eines im Ganzen aufſteigenden Entwicklungsganges repräſentiren. Einzelne Zweige ſterben ab, andre bleiben ſtehen, andre wieder ſtreben ſtetig nach oben. Daher kann es auch nicht erſtaunen, wenn im Laufe der Erdgeſchichte einzelne Thier- oder Pflanzenkreiſe, nachdem ſie eine ſolche Stufe der Entwicklung erklommen hatten, zurückgegangen oder ſtehen geblieben ſind, um anderen, höher ſtrebenden und ihrer Anlage nach zu höherer Entwicklung befähigten Kreiſen Platz zu machen. Ebenſo ging es in der Menſchheitsgeſchichte, wo ebenfalls große Reiche, mächtige Völker, hochgeſteigerte Civiliſationszuſtände zu Grunde gehen oder ſtehen bleiben mußten, um auf der Stufenleiter des Fortſchritts durch andere, zu höherer Entwicklung beſtimmte Zweige der großen Völkerfamilie abgelöſt zu werden — ſo daß nicht von einer einfach aufſteigenden Reihe, ſondern vielmehr von einer Verſchiebung der Fortſchrittslinie nach Rechts oder Links geſprochen werden muß. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß neuere Forſchungen die erſten Anfänge der Organismen-Welt, wie der großen Menſchheits-Familie in immer weitere Fernen und immer un-

vollkommenere Zustände verfolgen lassen, so daß die früher angenommene, verhältnißmäßig hochgradige Entwickelung dieser Anfänge der Fortschritts-Doktrin nicht mehr im Wege steht. Die organische Bevölkerung der Erde hat sich mit Hülfe sehr, sehr langer Zeiträume aus den einfachsten und unvollkommensten Anfängen bis zu ihrer heutigen Höhe entwickelt; ebenso wie sich auch die gegenwärtige Menschheit im Laufe von Hunderttausenden von Jahren, von denen keine Geschichte Kunde gibt, nach und nach aus einem rohen, thierähnlichen Barbarenthum bis zu ihrem jetzigen Standpunkt emporgehoben hat. Wenn dabei einzelne culturlose Rassen oder Völker auf der Stufe der ursprünglichen Wildheit mehr oder weniger stehen geblieben sind, so beweist dieses ebensowenig gegen den Fortschritt im Großen und Ganzen, wie die unveränderte Fortdauer einiger niedrigen oder unvollkommenen Typen der Thier- oder Pflanzenwelt durch alle geologischen Zeiträume hindurch. Auch für jene Formenkreise der organischen Natur, welche, wie z. B. die Beutelthiere oder Schnabelthiere Neuholland's oder manche Fischformen, eine gewisse Höhe der Organisation erreichen, dann aber längere Zeit unverändert stehen bleiben, bietet die Geschichte ein deutliches Analogon in dem großen Reich der Mitte (China), dessen in ihrer Art hochgesteigerte Civilisations-Entwickelung uns heute keine Achtung mehr abnöthigt, weil sie eine stehenbleibende, gewissermaßen verknöcherte geworden ist.

Man hat oft den Fortschritt mit einer aufsteigenden Spirallinie verglichen, wobei sich der Gang derselben in scheinbar rückläufigen, aber doch stets über einander emporsteigenden Windungen langsam nach oben bewegt — oder auch mit einer aufsteigenden Zickzack-Linie, wobei stetig Vor- und Rückschritte mit einander abwechseln, wobei aber doch das Ganze einen aufwärts strebenden Gang einhält. Beide Bilder geben eine falsche Vorstellung, weil sie immer den Gedanken einer zusammenhängend fortschreitenden Linie festhalten. Weit besser eignet sich für einen solchen Vergleich das bereits gebrauchte Bild eines mächtig aufstrebenden Baumes mit weiter Verzweigung, wobei jeder Ast für sich weiter wächst, aber doch nur, nachdem er

ſeinen Urſprung aus dem gemeinſamen Stamm und Wurzelſtock genommen, und wobei das Ganze mit ſeiner höchſten Spitze oder Entwicklung alles Uebrige überragt. Auch Darwin gebraucht dieſes Bild mit Vorliebe, um ſeine Entwicklungstheorie daran zu erläutern, wobei er die heutigen Thier- und Pflanzen-Arten den grünen und knospenden, die erloſchenen oder erlöſchenden den älteren und abſterbenden Zweigen vergleicht. Viele Zweige ſind abgefallen oder verdorrt; einige aber wachſen weiter und geben ſelbſt wieder Zweige ab. Auch der deutſche Darwin, Profeſſor Häckel in Jena, erläutert ſeine Abſtammungs-Theorien durch ſogenannte Stammbäume.

Jedenfalls kann man behaupten, daß die Geſetze des Fortſchrittes in Natur und Geſchichte dieſelben ſind, und daß der Geſchichts-Fortſchritt im Grunde nichts Anderes, als eine einfache Fortſetzung des Natur-Fortſchritts iſt — wobei allerdings durch das Auftreten des Menſchen und ſeiner geiſtigen Kraft ein ganz neuer und höchſt wirkſamer Faktor hinzugekommen iſt. Von dieſem Augenblick an vollzieht ſich der Fortſchritt mehr auf geiſtigem, ſtatt, wie früher, auf größtentheils körperlichem Gebiet. Allerdings kennt auch das Thier einen geiſtigen Fortſchritt; aber er tritt doch ſehr hinter dem körperlichen zurück, während bei dem Menſchen das Gegentheil der Fall iſt.

Wenn nun unter dieſen Umſtänden der Fortſchritt als ſolcher oder im Großen und Ganzen nicht wohl geleugnet werden kann, ſo müſſen wir uns doch auf der andern Seite geſtehen, daß derſelbe, wenn wir ihn an dem Maaßſtab unſres eignen kurzen oder kleinen Lebens meſſen, unendlich langſam vor ſich geht, und daß jeder, auch der kleinſte Schritt, den Natur oder Geſchichte nach Vorwärts thun, durch unzählige Leichenhügel bezeichnet wird. Aber was bedeutet der Begriff „Zeit" im ewigen Laufe der Begebenheiten! Der Menſch geizt mit der Minute, weil er ſein Ende täglich und ſtündlich vor ſich ſieht. Aber im Gang der Welt-Entwicklung bedeuten Millionen Jahre nicht mehr, als für uns Minuten oder Sekunden.

Uebrigens iſt dabei nicht zu vergeſſen, daß der Fortſchritt um ſo raſcher vor ſich geht, je höher hinauf er kommt, und daß

gewiſſermaaßen eine ſteigende Verdichtung des Cultur-Princips ſtattfindet, während umgekehrt die Neigung zur Stabilität oder zum Stillſtand um ſo größer wird, je älter, einfacher und urſprünglicher die Verhältniſſe ſind. Daher dürfen wir uns nicht verwundern, wenn heutzutage der Fortſchritt eines Jahrhunderts denjenigen von Jahrtauſenden aus früherer Zeit aufwiegt, und wenn wir bemerken müſſen, daß in vorhiſtoriſcher Zeit Hunderttauſende von Jahren ohne deutlich bemerkbaren Fortſchritt verlaufen konnten, während gegenwärtig faſt jeder neue Tag etwas Neues bringt. Grade ſo hat es ſich auch mit der untergegangenen Organismenwelt verhalten, welche in den Primär- oder Anfangs-Zeiten nur verhältnißmäßig ſehr langſam voranſchritt, während nach Erreichung des Wirbelthier-, noch mehr aber des höchſten oder Säugethier-Typus die voranſchreitende Umwandlung einen ſchnelleren und immer ſchnelleren Gang annahm.

Freilich wird man ſich hier die wichtige Frage vorlegen müſſen, wohin denn dieſer Fortſchritt ſchließlich führen wird oder zu führen beſtimmt iſt? Redner bekennt, darauf keine genügende Antwort geben zu können; er glaubt nur, nach Analogie des Vorhergegangenen annehmen zu dürfen, daß wir im großen Ganzen noch in den erſten Anfängen, gewiſſermaßen in den Kinderſchuhen der Cultur und Civiliſation, ſtehen, und daß wir zur Zeit vielleicht noch keine Ahnung davon haben, was der Menſchengeiſt in ſeiner weiteren Entwicklung noch Alles zu leiſten berufen ſein wird. Freilich habe die neuere Naturforſchung nachgewieſen, daß die Erde als Einzelweſen einem ſchließlichen, wenn auch in noch ſo weiter Ferne liegenden Untergange geweiht ſei, und daß damit Alles Große, Edle und Schöne, was die Menſchen jemals geleiſtet oder gedacht hätten, in den Schooß ewiger Vergeſſenheit verſinken werde. Da aber ein ſolches Schickſal in unberechenbarer Ferne liege, ſo möge der Freund des Fortſchritts ſich einſtweilen noch an dem Gedanken laben, daß die Menſchheit als ſolche in ſtetem Voranſchreiten nach den großen Zielen von Wahrheit, Wiſſenſchaft und Vernunft begriffen ſei, und daß jeder Einzelne, bewußt

oder unbewußt, viel oder wenig, schon durch sein bloßes Dasein an der Erreichung dieses großen Zieles mitarbeite. Daß aber der Wahrheit der schließliche Sieg bleiben müsse, sei so gewiß, wie es gewiß sei, daß der Tag auf die Nacht folge.

---

3. Die ältesten Repertoirestücke der Frankfurter Schaubühne (von 1546 bis 1630).

Am 10. Februar 1884 hielt Frau E. Mentzel den dritten der beschlossenen Vorträge, der sich mit einer bemerkenswerthen Periode aus der älteren Geschichte der Frankfurter Bühne beschäftigte.

Nachdem die Vortragende eine kurze Uebersicht über die Entwickelung der dramatischen Kunst gegeben und namentlich der verschiedenen dramatischen Aufführungen gedacht hatte, welche in Frankfurt während des Mittelalters stattgefunden, fuhr sie in der folgenden Weise fort:

Als die Reformation wie ein erfrischender Morgenwind in die dumpfe Atmosphäre der ersten Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts hineinbrauste, entstand in Frankfurt eine Pause im dramatischen Leben, die erst dann ihren Abschluß finden sollte, als der Sturm der neuen Bewegung sich einigermaßen in den Gemüthern gelegt und Rath und Bürgerschaft der wichtigen Glaubensfrage gegenüber eine einigermaßen bestimmte Stellung eingenommen hatten. Ein Menschenalter liegt zwischen der Aufführung des letzten Mysteriums und der Darstellung des ersten Schauspiels, welches ein protestantischer Dichter abgefaßt und ein „teutscher Schulmeister" Mathis Reuter oder Reiter mit Hülfe seiner größeren Schüler und der mittlerweile zu einem starken Halt des jungen Glaubens gewordenen Zünfte 1545 hier auf dem Römerberge zur Darstellung brachte.

Der Verfasser dieses Stücks, „ein geistlich Spiel von der gottesfürchtigen und keuschen Frawen Susannen", ist der humanistische Gelehrte Paul Rebhuhn, der Freund Luthers und Melanchthons. Da dieser Mann mit einer umfassenden Bildung den Sinn für die Veredlung des Volksthümlichen in der Dicht-

kunſt zu paaren verſtand, ſo überragte ſein Drama alle derartigen gleichzeitigen Werke ſo zu ſagen um Haupteslänge.

Die bekannte bibliſche Hiſtorie iſt in demſelben von Rebhuhn nach den Regeln der Antike und mit einer ſicheren Empfindung für das dramatiſch Wirkſame aufgebaut und mit überraſchenden Zügen pſychologiſcher Wahrheit und Feinheit ausgeſtattet worden. Die Handlung des Dramas iſt in fünf Akte gegliedert, jedem derſelben folgen metriſche Chöre, welche eine ähnliche Aufgabe haben, wie die Chöre im griechiſchen Drama, oder richtiger vielleicht, wie die über den dargeſtellten Vorgang reflectirenden Chöre in Schillers Braut von Meſſina.

Die Bürgerſpiele, welche von der Mitte bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts in Frankfurt aufgeführt wurden, nahmen ihre Darſteller hauptſächlich aus den Zünften der Schuhmacher und Buchdrucker, den bedeutendſten Stützen der Reformation und fortſchreitenden Volksbildung. Ihren höchſten Gipfelpunkt erreichten die Bürgerſpiele in dem 1579 im Rahmhof von einigen Geſellen aufgeführten Spiel „Die geduldig und gehorſam marggräfin Griſelda, ein komödie in fünf Akten mit 13 Perſonen von Hans Sachs.“ Den Stoff zu dieſer Komödie nahm der poetiſche Nürnberger Schuhmacher aus der letzten Novelle des Boccaccio im Dekamerone. Griſelda iſt die Tochter eines armen Landmannes in Piemont, die Markgraf Walther von Saluzzo ihrer anmuthigen Schönheit wegen zur Gemahlin erkor. Nachdem beide mehrere Jahre vermählt ſind, kommt der Markgraf auf den Gedanken, Griſelda's Treue und Demuth prüfen zu wollen. Er erſinnt auch verſchiedene, man möchte ſagen, ſehr grauſame und unmännliche Proben. Nachdem er ihre beiden Kinder ſcheinbar hat bei Seite ſchaffen laſſen, gebietet er ihr endlich, wegen ſeiner anderweitigen Vermählung zu ihrem Vater zurückzukehren. Griſelda murrt nicht und fügt ſich demüthig dem Willen ihres Gemahls, der nach ſolchen Beweiſen genugſam von ihrer Aufopferungsfähigkeit überzeugt iſt, ihr die todtgeglaubten Kinder zuführt und ſie wieder in alle ihre Rechte einſetzt.

Der Stoff iſt vielfach von italieniſchen und deutſchen Dichtern

zu dramatiſchen Werken benutzt worden, in den 30er Jahren unſeres Jahrhunderts am erfolgreichſten von Halm in ſeinem rührſeligen Drama Griſeldis.

Der erſte deutſche Bearbeiter der Griſelda und früheſte Dramatiker unſerer Literatur, in deſſen Dichtungen wir zwar kein unmittelbares Hereinziehen der Zeit und ihrer Intereſſen nachweiſen können, eröffnet der inzwiſchen zur Ehre geſchichtlichen Bewußtſeins herangereiften Nation auf dem Gebiete des Dramatiſchen eine neue unerſchöpfliche Fundgrube von Stoffen, Charakteren und Situationen. Hatte man ſeither einestheils in dem Miſterium den von theologiſcher Einbildungskraft künſtlich verklärten oder verzerrten Menſchen und anderntheils in dem meiſt mit einem Zuge derber Gemeinheit ausgeſtatteten Faſtnachtſpiel die läppiſche oder lächerliche Karikatur des wirklichen Individuums geſehen: ſo wurde durch Hans Sachs der volle wahre Menſch mit dem ganzen Umfang ſeiner Leidenſchaften und folgerichtigen Kämpfe fortan ein Gegenſtand der dramatiſchen Dichtkunſt und Darſtellung.

Trotz dieſes Verdienſtes dürfen wir aber das Talent des Nürnberger Poeten, deſſen dichteriſche Begabung ja unangefochten daſteht, keineswegs überſchätzen. Hans Sachs gehört nicht zu jenen bedeutenden Geiſtern, welche die Kämpfe des Jahrhunderts in ihren eignen Kämpfen wiederſpiegeln, und in deren einzelnen perſönlichen Entwicklungsphaſen die Zeit ſelbſt nach ihrer Neugeſtaltung ringt. Er lebte nur in einer großen von dramatiſchen Elementen gleichſam durchwühlten Epoche, und der Genius des Fortſchritts, der ſeine Ideen im Drama der Literatur wie im Drama der Weltgeſchichte nicht immer durch die großartigſten Geiſter durchzuſetzen weiß, wählte ihn ſelbſt zum unbewußten poetiſchen Dolmetſcher der gewaltigen Strömungen des Reformationszeitalters. Immerhin freilich bleibt es das unſterbliche Verdienſt des Nürnberger Meiſterſingers, dieſelben völlig in ſich aufgenommen und in naiver Begrenzung zu dichteriſchem Ausdruck gebracht zu haben.

Sämmtliche dramatiſchen Werke des Hans Sachs, und ſo auch die 1579 hier aufgeführte Griſelda, ſind eigentlich nur

dialogisirte Scenen, ohne einen bedeutenden Mittelpunkt, ohne einen erhebenden oder spannenden Lebensnerv. Obgleich er nach dem Muster der vielfachen Uebersetzungen des Terenz seine dramatischen Stoffe in Akte eintheilte, also die organische Gliederung des dramatischen Sujets in unsere Literatur einführen half und sogar schon zwischen Komödie und Tragödie unterschied, so zeigt sich bei ihm doch noch eine solche Unkenntniß in den Anfangsgründen der dramatischen Technik, daß man sich nicht genug über den Umschwung wundern kann, den er mit seinen geringen Mitteln auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst herbeizuführen berufen war.

Was in seinen Werken besonders zündete, und was auch die Frankfurter 1579 derartig ergriff, daß die Vorstellung der Griselda im Rahmhofe wiederholt werden mußte, das war die treuherzige Natürlichkeit und tiefsinnige Einfalt, in welcher der gesunde Sinn und das Herz des Volkes ihr geläutertes Echo fanden.

Die Aufführung des letzten Bürgerspieles am 20. Februar 1594 fällt schon in eine Zeit, in welcher die ersten Berufskomödianten die dramatische Kunst in Frankfurt bereits einer neuen Entwicklungsphase entgegengeführt hatten.

Beim Ueberblicken dieses interessanten Wendepunktes muß man über die wahrhaft logische Consequenz des Fortschritts erstaunen, welche gerade in dem Augenblick, als die Bürgerkomödie anfing amusante Nebenbeschäftigung zweifelhafter Personen zu werden, die ausgestreuten dramatischen Keime zur Weiterförderung anderen berufsmäßigen Pflegern anvertraute.

Wir müssen hier von der Schilderung jenes ungebundenen Lebens und Treibens der fahrenden Thespisjünger absehen, die, von dem Weltruf der Frankfurter Messen angezogen, vom Ende des XVI. bis zum dritten Jahrzehnt des XVII. Jahrhunderts ihre Künste theils in Buden am Main, theils in den Ballenhäusern hiesiger Gasthöfe aufführten. Wir haben es hier mit dem Repertoire jener wandernden Truppen und vor allem mit dem der englischen Komödianten zu thun, die jedenfalls schon bei ihrem ersten Aufenthalt in Frankfurt, in der Herbstmesse

1592, die Stücke ihres berühmten Landsmannes Christopher Marlow aufgeführt haben werden.

Dieser geniale Dichter, der in der englischen Literatur mit seinen beiden Zeitgenossen Kyd und Green eine ähnliche Stellung einnimmt, wie die Klinger, Lenz und Wagner in der Sturm- und Drangperiode der unsrigen, war ein unmittelbarer Vorläufer Shakespeares und behandelte schon 1588 denselben Stoff in einer wirkungsvollen Tragödie, aus dem beinah 200 Jahre später Goethe seinen unsterblichen „Faust" bildete.

Trotz der eifrigsten Forschungen hat bis jetzt nicht aktenmäßig festgestellt werden können, ob schon 1592 „Die tragische Historie von Dr. Faust" von Christopher Marlow in englischer Sprache hier aufgeführt worden ist, allein die neuesten Forschungen über die in jenem Jahre hier aufgetretene, unter der Leitung eines gewissen Robertus Braun stehenden englischen Komödiantenbande und einige Andeutungen zeitgenössischer Autoren lassen kaum noch einen Zweifel an dieser Annahme aufkommen.

Ein Rathschluß, welcher diesen Komödianten in der Herbstmesse 1593 unter der Bedingung wieder die Bewilligung zum Darstellen ihrer Aktiones gibt, daß sie von den Jungen nicht so viel nehmen sollten wie von den Alten, weist darauf hin, daß ihre Vorstellungen von der Frankfurter Jugend sehr zahlreich besucht wurden. Dies geht auch aus anderen gleichzeitigen Quellen hervor, welche ebenfalls berichten, daß die „Singerkünste und barwarisch Verdrehungen zum ergetzen nach denen blutigen tragödias" beitragen sollten.

Unter diesen „barwarischen Verdrehungen" sind Equilibristenkünste zu verstehen, welche die englischen Komödianten um so mehr als Lockspeise anzupreisen genöthigt waren, als dem deutschen Publikum für die in fremder Sprache gegebenen Stücke gewissermaßen eine Entschädigung geboten werden mußte. Zu diesen beiden Zugmitteln kam noch die außerordentlich gute Vertretung des komischen Elementes, welches in den damaligen englischen Stücken durch den lustigen Narren Jahn — den Ahnherrn einer ganzen Narrensippe — repräsentirt wurde.

Obgleich sich jedoch ihre Aufführungen des allgemeinsten Beifalls erfreuten, sahen sich die englischen Komödianten noch vor dem Beginne des XVII. Jahrhunderts genöthigt, solche Stoffe für ihre darzustellenden Stücke zu wählen, deren bekannter Gegenstand dem Publikum das Verständniß für die in fremder Sprache gegebenen Vorstellungen erleichterte. So zeigen die Führer der Truppe dem Rathe der Stadt Frankfurt unter anderem an, daß sie „die Comödia von Abraham und Loth und vom Untergang von Sodom und Gomora beneben anderen Künsten" zur Darstellung bringen wollen.

Ehe wir das Repertoire der englischen Komödianten weiter in's Auge fassen, müssen wir einen Blick auf die Geschichte der Aufführungen selbst werfen.

Die ältesten theatralischen Spiele, die Misterien, wurden unter freiem Himmel theils auf großen bretternen Gerüsten, theils auf öffentlichen Plätzen aufgeführt. Anfangs, als der Gegenstand der Darstellungen noch einen bescheidenen Umfang hatte, waren nur Geistliche die Akteurs, nachdem jedoch ganze Schaaren von Engeln, Heiligen, Juden und Martyrern auf die Bühne gebracht wurden, reichten natürlich die Geistlichen nicht mehr aus, da mußten Laien mithelfen, meistens religiöse Vereine oder Bruderschaften, die sich, wie hier in Frankfurt, oft eigens zu diesem Zwecke vereinigten. Neben diesen wirkten aber auch gewerbsmäßige umherziehende Gaukler und lustige junge Gesellen mit, welche das komische Element vertraten und die langathmigen trockenen Reden der Hauptfiguren im Misterium durch ein in die feierliche Handlung eingeschobenes heiteres Zwischenspiel unterbrachen. Die Dauer der Vorstellungen betrug meistens ein paar Tage; doch giebt es auch geistliche Spiele, deren Aufführung eine Woche in Anspruch nahm. Meistens folgte einer solchen ein großes Zechgelage oder Banket, welches die Bürgerschaft den betreffenden Darstellern zur Belohnung gab. Hier in Frankfurt, wo die Vorstellungen sehr großartig gewesen sein müssen, gab der Rath stets aus seinem Keller zu der lustigen Nachfeier einen erklecklichen Beitrag.

Was nun den scenischen Apparat zu den Bürgerspielen

anlangt, so muß man sich ihn so primitiv als möglich denken. Die Bühne war ein einfaches nicht sehr hohes Gerüste, welches zuweilen mit Tuch belegt war und bei Aufführungen im Freien wegen des Schalles oft eine bretterne Rückwand bekam.

Die Aufführungen der hiesigen Bürgerspiele waren lange nicht so großartig, wie die der Misterien, deren decorative Ausstattung durch den reichen Vorrath von kostbaren kirchlichen Gewändern, welche die drei hiesigen Stifter und besonders das Bartholomäusstift für die heilige Sache herliehen, äußerst prunkvoll gewesen sein muß.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß die Frauenrollen im geistlichen wie im Bürgerspiel und auch noch lange Zeit in den Aufführungen der berufsmäßigen Komödianten von jungen Männern dargestellt worden sind. So können wir sicher annehmen, daß die ehrsame Frau Susanna von einem der größeren Schüler des Mathis Reuter, und daß die geduldig und gehorsam Markgräfin Griselda — um einen technischen Ausdruck der englischen Komödianten zu gebrauchen — von einem „*feinartig* fraulichen Junggesell" gegeben wurde. In Hinsicht des Kostüms dürfen wir uns die Erstere in der Tracht der Patricierfrauen des XVI. Jahrhunderts, die Letztere in einem ihrer Rolle schon mehr entsprechenden Kleide vorstellen. Die Anweisungen, welche Hans Sachs in der Griselda in Bezug auf das Kostüm der einzelnen Rollenvertreter gibt, waren den Frankfurter Gesellen gewiß nicht entgangen, wenn natürlich in dieser frühen Epoche unseres Theaters auch noch nicht im Entferntesten von historischer Kostümtreue die Rede sein kann.

Was nun die Bühne der englischen Komödianten anlangt, so muß dieselbe, einem alten Holzschnitt zufolge, aus einem größeren vorderen und einem kleineren hinteren Theil, Brügge oder Brücke genannt, bestanden haben. Beide Räume waren weniger breit als tief und durch einen zurückziehbaren Vorhang geschieden. Ueber diesem seitlich auseinander gehenden Vorhang erhebt sich ein zeltartiger Aufsatz, aus dessen Oeffnung der Kopf eines Clown hervorsieht. Dies möchte eine Andeutung dafür sein, daß selbst dieser kleine Raum bei den Darstellungen nicht

unbenutzt blieb. Couliſſen und eine Vordergardine oder Vorhang finden ſich auf dem Bilde noch nicht, ſtatt deſſen hängen fahnenartig einige Stücke Zeug von der Decke herab. Dieſe Stoffe hatten jedenfalls die Beſtimmung, die Tageszeit anzukündigen, in welcher ſich der auf der Bühne dargeſtellte Vorgang abſpielte. Wenigſtens bedeuteten in dem 1576 in London errichteten Blackfriarstheater, in dem Shakeſpeares Stücke zuerſt aufgeführt wurden, hellblaue von der Decke herabhängende Tücher, daß es Tag, graue, daß es Dämmerung und ſchwarze, daß es völlig Nacht ſei.

Am Rande und gerade in der Mitte des vorderen Theils der Bühne iſt auf einem mäßig hohen Brett ein Täflein angebracht, deſſen Inſchriften die Aufgabe hatten, das Publikum mit dem Ort der dargeſtellten Handlung bekannt zu machen. Ein Wechſel dieſer Inſchriften genügte alſo vollſtändig, um die willige Phantaſie der Zuſchauer die größten Sprünge von Norden nach Süden und umgekehrt machen zu laſſen. Das Publikum ſaß um die an drei Seiten freie Bühne herum; doch wird es hier gerade ſo geweſen ſein wie in den Theatern Londons, wo das Parterre oder der ſogenannte Hof mit ſeinen Stehplätzen den Hauptzuſchauerraum bildete.

Einige Bemerkungen in den Stücken aus jener Zeit deuten darauf hin, daß die engliſchen Komödianten auch ſchon die Tapeten angewendet haben, welche ihre Bühne zu den Seiten und im Hintergrunde abſchloſſen. Wenn wir dieſe ſceniſche Vervollkommnung noch hinzurechnen, ſo haben wir, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Abänderungen, die Bühneneinrichtung der Wandertruppen für einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren.

Gaben nun die engliſchen Komödianten bis 1597 ihre Vorſtellungen in Frankfurt nur in engliſcher Sprache, ſo können wir doch den Nachweis liefern, daß in der Herbſtmeſſe dieſes Jahres bereits deutſche Stücke hier aufgeführt worden ſind. Damals ſpielte eine Truppe unter Leitung eines John Sackville in Frankfurt, deren Mitglieder theils Deutſche, theils Niederländer waren. Dieſelben hatten, wie auch ihr Führer, früher in den Dienſten des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig

gestanden und jedenfalls die dramatischen Werke des fürstlichen Dichters in seinem Theater in Wolfenbüttel aufführen helfen.

Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ist der erste deutsche Dramatiker, in dessen Werken sich die von den englischen Komödianten gegebenen Anregungen und Einflüsse genau nachweisen lassen. Freilich mangelt seinen Stücken die Stärke der Leidenschaften, das Verständniß für die Zeichnung dramatischer Charaktere und Situationen, überhaupt alles Ergreifende, woran die englischen Vorbilder überreich waren. Da der Herzog nicht den feinfühligen Takt des Genies besaß, übertrieb er das Blutige in's Maßloseste und behandelte heikle Punkte mit einer unleugbaren Rohheit, um nicht zu sagen Bestialität der Empfindung.

Die komische Figur in den Schauspielen des Herzogs — eine Nachahmung des englischen Clowns — führt meist den Namen Johann oder John Bouset. Dieser Narr redet durchgehends eine besondere Sprache, deren Grundelement zwar Holländisch, aber mit plattdeutschen und englischen Reden vermischt ist. In der bevorzugten Verwendung des Holländischen für die Rolle dieser wichtigen Figur liegt ein fast untrüglicher Hinweis auf den Weg, den der ursprünglich englische Clown durch die Niederlande zu uns genommen.

Von den zehn Stücken des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig sind sicher zwei am Ende des XV. und auch im ersten Decennium des XVI. Jahrhunderts hier in Frankfurt zur Aufführung gekommen. Es sind dies „Die Ehebrecherin, die ihren Mann dreimal betreucht" und die „Komödie von Vincentius Ladislaus".

Da wir nun keine ganz bestimmten Nachrichten über die Aufführung dieser Stücke haben, sei hier nur erwähnt, daß die Truppe des Thomas Sackeville von hier nach Nürnberg reiste und ohne Frage den größten Einfluß auf den dort lebenden dramatischen Dichter Jacob Ayrer ausübte.

Oder sollte es ein merkwürdiger Zufall sein, daß der Nürnberger Gerichtsprokurator in seinem fünften, 1598 geschriebenen Stück „Von den römischen Historien der Stadt Rom" die frühere Bezeichnung für den Lustigmacher fallen läßt und ihn in diesem

Stück zum erstenmale Jahn Posset, also John Bouset nennt?! Letzteres ist nicht glaublich, und das um so weniger, als bis jetzt keine andere Verbindung nachgewiesen und der berühmte Truppenführer und Darsteller der lustigen Figur in den Rathsprotokollen und Bürgermeisterbüchern der freien Stadt Frankfurt immer Thomas Sackeville, alias Jahn Bouset oder Posset genannt wurde.

Die künstlerische Verbreitung dieser Spezialität in der großen Gattung der typischen Theaternarren drängt hier zu einer besonderen Bemerkung über die komischen Figuren in den altenglischen Stücken. Wir finden in denselben zwei Spezies der Possenreißer, den Jahn und den Clown, welche die Stammväter einer langen Reihe von Lustigmachern geworden sind. Der Jahn entspricht dem geistreichen witzigen fool bei Shakespeare, der Clown ist ein bäurischer Tölpel, der mehr lächerlich als komisch ist und die nüchterne und hausbackene Komik des Lebens vertritt.

Lessing schreibt in einem Briefe an Eschenburg im Jahre 1774, daß für den englischen Clown das deutsche Wort Rüpel das entsprechendste sei, auch August Wilhelm von Schlegel hat in seiner Uebersetzung des „Sommernachtstraums" für die Handwerker, diese eigentlichen Clowns, dieselbe treffende Bezeichnung gewählt.

Da Deutschland keinen würdigen Nachahmer Shakespeares aufzuweisen hatte, ist es begreiflich, daß die damaligen Dramatiker mehr die Eigenschaften des gröberen Clown, der bei uns anfangs den Titel „Wursthänsel" erhielt, als die des geistig geschmeidigen Jahn cultivirten. Der John Bouset des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig ist ein Mittelding zwischen Jahn und Clown. Er zeigt hie und da einen gesunden Mutterwitz, aber er hat nicht den geringsten idealistischen Anflug und artet oft in die roheste Tölpelei aus.

Je mehr wir uns dem Beginne des 30jährigen Krieges nähern, desto mehr sinkt die lustige Figur der deutschen Stücke in den tiefen Pfuhl bodenloser Gemeinheit hinab. Es ist eine rohe wüste Gesellschaft, diese Pickelhäringe, Hanswurste, Jack

Puddings, Jean Potage, und welche Namen ſie außerdem noch alle führen mögen. Der berühmte Hiſtoriker und Publiciſt Juſtus Möſer hat deßhalb vollſtändig Recht, wenn er behauptet, daß in jener Epoche das Entarten der komiſchen Volksfigur mit dem Herabkommen der Sitten und Beſtrebungen des deutſchen Volkes vollkommen gleichen Schritt gehalten habe.

Daß aber ſchon gleich nach dem Erſcheinen der engliſchen Komödianten in Deutſchland der komiſchen Figur eine große Wichtigkeit beigelegt wurde, beweiſt unter Anderem eine Stelle in einem Frankfurter Meßgedicht aus dem Jahre 1597. In demſelben wird ſchon zwiſchen dem Jahn und dem Wurſthänſel ein Unterſchied gemacht und der Meiſterſchaft des Erſteren im Komiſchen und ſeiner charakteriſtiſchen Tracht ausführlich gedacht.

Obgleich ein poſitiver Anhaltspunkt dafür nicht vorhanden, iſt doch nicht daran zu zweifeln, daß wenigſtens von der Truppe des Thomas Sackeville, die von hier aus ihre Kreuz- und Querzüge nach dem Süden und Weſten von Deutſchland unternahm und ganz ſicher in Nürnberg ſchon in jener Zeit ſpielte, dort und hier Stücke von Jacob Ayrer aufgeführt worden ſind. Es iſt zu merkwürdig, daß der Nürnberger Dramatiker gerade im Jahre 1598, alſo nach dem Aufenthalte der Truppe des Thomas Sackeville in dieſer Stadt, eine außerordentliche Productivität entfaltet, und daß es in der 1618 unter dem Titel »Opus theatricum« erſcheinenden Ausgabe ſeiner Werke heißt, „es ſei in den Stücken Alles nach dem Leben angeſtellt und man könne es auf die neue engliſche Manier perſönlich agiren und ſpielen.“ Außerdem läßt ſich an den großen und ſtarken Affekten, mit denen Ayrer arbeitet, an der brennenden und blutgierigen Leidenſchaft vieler ſeiner Geſtalten und an der oft ſehr lebhaft bewegten Aktion vielmehr der engliſche Einfluß als die ja auch in mannigfaltiger Beziehung, beſonders in der Form der Stücke, zu Tage tretende Nachwirkung ſeines poetiſchen Vorgängers, Hans Sachs, erkennen.

Es iſt ſchon viel über das Verhältniß Shakeſpeare's zu Ayrer geſchrieben und geſprochen und ſogar die kühne Hypotheſe aufgeſtellt worden, daß der große Brite in Deutſchland geweſen

ſei und hier die Ayrerſche Komödie „von der ſchönen Sidea“ geſehen oder geleſen habe, deren Grundidee er zum Gegenſtande ſeines Schauſpiels „Der Sturm“ verwendete.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Shakesſpeare jemals in Deutſchland war, ſehr vieles aber ſpricht dafür, daß der berühmte Thomas Sackeville, der in den Jahren 1605 oder 1606 für eine Zeit lang nach London zurückgekehrt ſein muß, den engliſchen Dichter mit den dramatiſchen Werken des Nürnberger Gerichtsprokurators bekannt machte. Es iſt das um ſo eher anzunehmen, als um 1609 Shakeſpeare und Sackeville kurze Zeit gemeinſam am neuerrichteten Globetheater wirkten, und die Abfaſſung des Sturmes etwa zwei oder drei Jahre ſpäter erfolgt ſein ſoll.

In den beiden erſten Decennien des XVII. Jahrhunderts haben wir drei große Haupttruppen in's Auge zu faſſen, welche abwechſelnd in Frankfurt ſpielen und von hier aus ihre Streifzüge bis nach Oeſterreich hin unternehmen. Es ſind dies die Komödianten und Muſikanten des Landgrafen Moritz von Heſſen, ferner eine von den Höfen in Berlin und Dresden kommende Truppe und ſchließlich eine dritte Geſellſchaft, deren Kern ſich aus Hofkomödianten des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig gebildet hatte. Der Beſtand dieſer Truppen und die Namen ihrer Führer wechſeln natürlich, auch laſſen ſich verſchiedene Abzweigungen von denſelben durch die Akten des Frankfurter Stadtarchivs deutlich nachweiſen.

Von dem Beginne des neuen Jahrhunderts an ſpielen die fahrenden Komödianten nicht mehr in Buden am Main, ſondern in geſchloſſenen Lokalitäten. Als die erſten derſelben ſind der Gaſthof zur Sanduhr und Herrn Martin Bauers Behauſung auf der Zeil zu bezeichnen. Die letztgenannte Lokalität, welche einen großen verdeckten Hof gehabt haben muß, befand ſich auf dem Platze des heutigen Kaffee Müller (Zeil 30), die Sanduhr iſt beim Durchbruche der Schnurgaſſe nach der Judengaſſe abgebrochen worden. Sie hatte große Räumlichkeiten, welche von hinten an den Geſthof zum Krachbein jetzt „König von England“ ſtießen.

Daß die engliſchen Komödianten ſich eines ſehr zahlreichen Zuſpruchs erfreuten, beweiſt neben der außerordentlichen Mühe, die ſie ſich ſtets um die Erlaugung der Spielerlaubniß in Frankfurt gaben, die mehrmalig erfolgte obrigkeitliche Beſtimmung des Eintrittsgeldes zu ihren gewöhnlich um 3 oder ½4 Uhr beginnenden Vorſtellungen. Im Jahre 1601 ordnet der Rath an, daß ſie „ſunſten 8 heller und vff den gengen — alſo im Parterre — nur 4 heller nehmen durften", welche Verfügung gleichzeitig auch den Beweis liefern möchte, das es damals hier ſchon, wie in den Theatern Englands, höhere und niedere Plätze gab.

Die Spielerlaubniß iſt in dieſer Zeit noch immer ſtreng an die Dauer der Meſſen gebunden, und es wurde jedes Anſuchen der Komödianten, früher anfangen oder nachher noch einige Vorſtellungen geben zu dürfen, vom Rathe Frankfurts ſtets ſehr nachdrücklich abgewieſen.

Trotz eifrigſten Nachforſchens hat ſich in den Akten des hieſigen Archivs keine genaue handſchriftliche Notiz über die Aufführungen der engliſchen Komödianten in den erſten Jahren des neuen Jahrhunderts finden laſſen. Aber eine Mittheilung aus dem Archiv von Nördlingen ergänzt gewiſſermaßen dieſen Mangel und beſtätigt außerdem, daß ſchon um 1604 Shakeſpeare'ſche Stücke in deutſcher Sprache von den engliſchen Komödianten aufgeführt worden ſind.

Im Januar dieſes Jahres wendet ſich eine Truppe an den Rath der freien Reichsſtadt Nördlingen und bittet „in deutſcher Sprach vndt zierlichem Habit den Zuhörenden ſunderlich aber der Jugendt zur Forcht vndt Ehr Gottes, auch gehorſamen ihrer Eltern, feine Exempla fürſtellen, gebrauchen laſſen, als nemlichen;

1. Aus dem Buch Danielis 6. Capitel,
2. vonn der kheuſchen Suſanna,
3. vonn dem verlohrenen Sohn,
4. vonn dem weißen vrhteil Carolj des hertzogen Aus Burgundt,
6. vonn Thisbes vnndt pyramo,

7. von Romeo vnndt Julitha,
8. vonn Annabella eines hertzogen Tochter von Ferrara,
8. vonn Botzhario (?) einem Alten Römer,
10. vonn Vincentio ladislao Satrapo a Mantua.“

Der Umstand, daß außer dem letztgenannten bereits erwähnten Stück noch zwei Werke des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, nämlich die Dramen „vonn der kheuschen Susanna“ und „vonn dem verlorenen Sohn“, zu diesem Nördlinger Repertoire gehören, legt die Vermuthung nahe, daß die Mitglieder jener Gesellschaft wenigstens theilweise in den Diensten des kunstsinnigen Fürsten gestanden haben müssen. Es kann deshalb kaum ein Zweifel darüber auftauchen, daß dieselbe identisch ist mit den in den beiden Messen des Jahres 1604 hier spielenden Hofkomödianten des dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig sehr befreundeten, später sogar verschwägerten Markgrafen Christian von Brandenburg.

Das Schauspiel von Thisbes und Pyramo, dessen Gegenstand ja durch Shakespeares Sommernachtstraum allgemein bekannt ist, ist jedenfalls die gleichnamige Tragödie von Samuel Israel, welche 1604 auch in Münster aufgeführt wurde. Bemerkt sei über dieses Werk nur, daß es ein sehr großes Personal verlangt und durch einen symbolischen Vorgang eröffnet wird.

Venus tritt auf, um zu berichten, daß sie zwei Menschen in Liebesnoth bringen wolle und gibt hiernach dem Cupido den Auftrag, daß er den Pyramus mit einem Pfeil verwunden solle. Auch im zweiten Akt erscheint Venus wieder und erzählt, daß Cupido bereits einen Pfeil auf Pyramus abgeschossen habe, und daß nun auch Thisbe an die Reihe kommen solle. Bald danach gibt Thisbe dem Geliebten durch Aufhängen einer Laterne ein Zeichen. Es spielt sich nun eine lange Liebesscene zwischen beiden ab, in der zuletzt Pyramus ein Lied „vom Urtheil des Paris“ singt. Dann trennen sich die Liebenden, und es folgt im vierten Akt die traurige Katastrophe des Stückes. Nach dem Tode von Pyramus und Thisbe halten Waldnymphen einen Klaggesang und dann kommt noch ein fünfter Akt, in welchem sie im

Walde gefunden und zum König und der Königin gebracht werden.

Ueber mehrere der angegebenen Stücke des Nördlinger Repertoires hat sich in den spärlich fließenden literarischen Quellen keine Mittheilung gefunden; doch wird dieser Mangel einigermaßen durch die Thatsache ausgeglichen, daß schon in einer so frühen Epoche des deutschen Theaters eines der herrlichsten Werke Shakespeare's, wenn auch in gewiß verkümmerter deutscher Bearbeitung auf die Frankfurter Schaubühne gebracht wurde.

Den Grundstock des Repertoires der drei früher genannten Gesellschaften hat kürzlich Dr. Johannes Meißner in Wien in seiner verdienstvollen, für unsere Darstellung mehrfach verwertheten Monographie „Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeare's in Oesterreich" theilweise festgestellt.

Danach steht es zweifellos fest, daß der Führer der brandenburgisch-sächsischen Gesellschaft, der berühmte englische Comödiant John Spencer, in der Ostermesse 1614 und der Herbstmesse 1615 dieselben Stücke hier zur Aufführung brachte, welche durch seine Truppe 1611 am Hofe des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, 1613 vor dem Kaiser Matthias und dem versammelten Reichstag zu Regensburg und etwas später am kurpfälzischen Hofe in Heidelberg dargestellt worden sind.

Es lassen sich von dem Spencer'schen Repertoire etwa sieben Stücke mit Sicherheit nachweisen. Dazu gehören folgende: „Philole", „Marianne", „Celide", „Sedea", „Die Zerstörung von Troja", „Die Zerstörung von Constantinopel" und endlich „Vom Türken".

Zwei von diesen Stücken rühren ohne Zweifel von deutschen Autoren her, wenn auch die Vermuthung nahe liegt, daß sie für die englische Darstellungsmanier an Form und Inhalt etwas zurecht gestutzt worden sind. „Sedea" ist jedenfalls Jacob Ayrers bereits früher erwähnte „Schöne Sidea" und die Zerstörung von Troja Hans Sachsens Tragödie „Die Zerstörung der Stadt Troja".

Einen starken Halt findet diese Annahme in der im Juni

1613 in Nürnberg unter großem Volkszulauf ſtattgehabten Aufführung dieſer beiden Stücke. Der Nürnberger Chroniſt, welcher erzählt, daß „dieſe und andere Hiſtorien mehr neben zierlichen Tänzen, lieblicher Muſika und anderer Luſtbarkeit in guter teutſcher Sprache, in köſtlicher Mascarade und Kleidungen in ſeiner Vaterſtadt“ agiret und gehalten worden ſind, erwähnt zwar nichts von der Autorſchaft des Hans Sachs und Jacob Ayrers, doch muß man dies dem Umſtande zuſchreiben, daß in jener Zeit der Dichter dramatiſcher Werke bei deren Aufführung völlig in den Hintergrund trat.

Auf den erhaltenen Theaterprogrammen findet ſich niemals der Name des Dichters des aufzuführenden Stückes, auch in einem 1620 erſchienenen Sammelwerk engliſcher Comödien und Tragödien in deutſcher Sprache ſind die Namen der betreffenden Autoren oder Ueberſetzer nicht genannt worden.

Ein ſo naives Publikum, wie das deutſche damals war, hatte, um mit Gutzkow zu reden, „in ſeiner ſtumpfſeligen Harmloſigkeit im Allgemeinen noch kein Bedürfniß nach derartiger Wiſſenſchaft“, was natürlich nicht ausſchließt, daß die bekannte dichteriſche Bedeutung der beiden Nürnberger Poeten, beſonders die Popularität des Hans Sachs, in ihrer Vaterſtadt gewiß viel zu dem außerordentlich zahlreichen Beſuch jener Vorſtellungen beitrug.

Von vier Stücken des Spencer'ſchen Repertoires, von „Philole“, „Mariane“, „Celide“ und „vom Türken“ ſind wir ſo gut wie ohne weitere Nachricht; von dem Werke des Hans Sachs ſei nur erwähnt, daß in ihm der großartige hiſtoriſche Vorgang der Zerſtörung von Troja mit der bekannten naiven und ſorgloſen Leichtigkeit des Nürnberger Meiſterſingers und ohne jegliche techniſche Rückſicht auf Zeit und Ort behandelt iſt.

In der ſchönen Sidea handelt es ſich etwa um folgenden Thatbeſtand. Ludolf, Fürſt in Littau und Leudegaſt, Fürſt in der Wiltau, fordern einander beim Beginn der Komödie durch eine ſchriftliche Meldung heraus. Ludolf wird geſchlagen und bittet um Gnade, worauf ihm Leudegaſt unter der Bedingung das Leben ſchenkt, daß er mit ſeiner Tochter Sidea das Land

verlaſſe und nur ſo viel mit ſich nehme, als er und ſeine Tochter zu tragen vermöchten. Ludolf aber trachtet danach ſich zu rächen. Er hat einen weißen Stab mit ſich genommen und gibt ſich, als wir ihn mit der ſchönen Sidea allein ſehen, als Zauberer zu erkennen. Er beſchwört den Teufel Rundifall, und dieſer antwortet ihm auf ſeine Fragen, er werde bald den Sohn ſeines Feindes einfangen können.

Dieſer Sohn mit Namen Engelbrecht müſſe dann ſo lange in Ludolfs Dienſtbarkeit ſtehen, bis er wieder zu ſeinem Vater zurückkehren werde. Als Engelbrecht erſcheint, wird er denn auch alsbald durch Ludolfs Zauberſtab überwältigt. Später muß der gefangene Prinz dann am Hofe Ludolfs unter Sideas Befehl Dienſte thun, ſogar einige Klötze Holz tragen und niederlegen.

Aber die ſchöne Tochter ſeines Feindes hat Anderes mit dem Gefangenen im Sinn; ſie will ihre Gewalt über ihn zu einer gemeinſamen Flucht aus der drückenden Einſamkeit benutzen. Ohne jegliches Bedenken fragt Sidea den Prinzen, ob er einverſtanden ſei, ſie zu entführen. Gleichzeitig macht ſie ihm auch in unumwundener Weiſe den Antrag, daß er ſeine Freiheit wieder haben ſolle, wenn er ſie zur Gemahlin nehmen würde.

Engelbrecht geht auch auf Sidea's Wünſche ein, und beide entfliehen. Die Flüchtigen machen nun verſchiedene Abenteuer durch, kommen aber ſchließlich glücklich an den Hof des Leudegaſt, wo durch die Vereinigung der beiden Kinder auch eine Verſöhnung der feindlichen Väter herbeigeführt wird.

Die derb gezeichnete, hie und da ſogar etwas plumpe Geſtalt der ſchönen Sidea hält nicht den entfernteſten Vergleich aus mit der wunderbar anmuthigen Miranda in Shakeſpeare's Sturm, in deren Weſen, wie Auguſt Wilhelm von Schlegel ſo treffend ſagt, die Phantaſie des Dichters die edelſten Elemente ſchöner Weiblichkeit aufgelöſt hat.

Was nun das letzte Stück des Spencer'ſchen Repertoires „Die Zerſtörung von Conſtantinopel" anlangt, ſo iſt daſſelbe offenbar identiſch mit der „Türkiſchen Triumph Comödia", welche Spencer im Jahre 1611 zur Belehnungs- und Huldigungsfeier ſeines Herrn, des Kurfürſten Johann Sigismund von Branden-

burg, in Königsberg aufführte. Es war dies ein für die damalige Zeit ganz großartiges Ausstattungsstück, zu welchem der Kurfürst den Comödianten kostbare, mit Silber und Gold besetzte Kleider, schöne blaue, schwarze und weiße Stoffe zu Wolken, verschiedene Schnitzwerke, allerlei Malereien und sonstige Zuthaten anfertigen ließ. Spencer hatte jedenfalls von seinem Herrn die Erlaubniß erhalten, diese Requisite auf seinen Wanderzügen gebrauchen zu dürfen.

In den Bittschriften an den Rath der Stadt Frankfurt spricht er nämlich oft „von den Zugehörungen zur ausstaffierunk und großen präparation seiner Comödien und Historien, so sunsten noch nicmahlen in dieser berühmten Stadt gesehen und auf mehreren Rüstwäglin (Packwagen) anhero gebracht wurden."

Auf diese wichtigen Hülfsmittel zur Verschönerung seiner Stücke und auf seine aus 35 Mitgliedern, aus 19 Comödianten und 14 Musikanten bestehende Truppe scheint denn auch Spencer nicht wenig stolz gewesen zu sein. In seinen Eingaben an den Rath, in denen er wegen Erhöhung des Eintrittsgeldes nachsucht, zieht er für sich sehr günstige Vergleiche zwischen seiner und anderen Gesellschaften und hebt noch ganz besonders hervor, daß er zu seinen Aktiones auch noch viel andere Mannsbilder brauche, denen er ihr Gethu meist kostbarlich vergüten müsse. Diese Mannsbilder stellten jedenfalls das Volk oder die Kriegsscharen in der Zerstörung von Constantinopel und Troja vor, welche beide Stücke, wie sich noch aus anderen aktenmäßigen Quellen schließen läßt, an Massenscenen, natürlich in kleinerem Stil wie heut zu Tage, sehr reich gewesen sein müssen.

Trotz seiner dringenden Vorstellungen erhielt aber Spencer vom Rathe den Bescheid, daß er bei Strafe von 100 Thalern keinen Batzen, sondern nur einen Albus Eintrittsgeld nehmen dürfe. Er blieb aber dennoch in Frankfurt und spielte unter einem Andrang des Publikums, der keine Ebbe in seine Kasse kommen sondern ihn vielmehr die glänzendsten Geschäfte machen ließ.

Interessant und zugleich höchst drollig sind einige aktenmäßige Notizen, welche für den starken Andrang zu Spencer's Vorstellungen in den Lokalitäten der Sanduhr zeugen. Da wird

einmal einem armen gſell wegen argem Gedrück in dem Gang ſein neu Wämsle in Lappen zerriſſen, da werfen ſich zwei Weiber im Streit um einen guten Platz bei den „Seitenſchyllen" alle begangenen Sünden vor, und da endlich entſteht aus ähnlichen Gründen vor dem Gerüſt (alſo der Bühne) zwiſchen allerlei Geſindlein eine — um genau den Akten zu folgen — „traktirliche Balgerei, genannt Knufferei."

Auch der erſte feindliche Angriff der Kirche gegen die immer mehr Anſehen in Frankfurt erhaltende Schauſpielkunſt erfolgte in jener Zeit. Einige Prädikanten erhoben drohend ihre Stimme gegen den übermäßigen Beſuch der engliſchen Komödien und ſuchten in verſchiedenen Bittſchriften an den Rath ausdrücklich auf den „ſchempirlichen und meſchanten Einfluß ſolcher merderiſchen und juxigen Aktiones" hinzuweiſen.

In einem 1615 hier erſchienenen Gedicht „Ein Discurs von der Frankfurter Meſſen etc.", deutet der Verfaſſer in unverhüllter Ironie ebenfalls an, daß die Leute lieber zu den engliſchen Comödianten als zu den Prädikanten in die Kirche gingen. Er meint, ſie ſtünden lieber 4 Stunden und hörten den Erſteren zu, als daß ſie nur eine Stunde ruhig auf die Predigt in der Kirche lauſchen möchten.

Ein deutlicher Seitenhieb auf die nicht gerade bedeutende rhetoriſche Begabung der damaligen Herrn Prädikanten dürfte vielleicht in den Verſen liegen, daß die Leute in der Kirche

Flux einſchlaffen auf ein hart banck,
Dieweil ein ſtund in felt zu lang.

Uebrigens iſt es ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß Spencer gerade in einem Jahre Stücke mit volksthümlichen Aufſtänden und Kämpfen hier unter großem Andrang des Publikums aufführte, in welchem Frankfurt kurz vorher ſelbſt ein Schauplatz tief erſchütternder ähnlicher Vorfälle geweſen war. In jene Zeit fällt nämlich die das Frankfurter Gemeinweſen heftig erſchütternde Revolution, welche man gewöhnlich nach dem Namen ihres Hauptführers den Fettmilch'ſchen Aufſtand nennt. Gerade im Auguſt des Jahres 1614, alſo ganz kurz vor den erſten Vorſtellungen Spencer's, ſpielte Fettmilch ſeinen letzten

Treffer aus und plünderte in wahrhaft bestialischer Weise die Judengasse.

In den Verordnungen, welche der Rath Frankfurts in den ersten beiden Decennien des XVII. Jahrhunderts den englischen Comödianten gab, dokumentirt sich das geringe Ansehen des damals für unehrlich gehaltenen Schauspielerstandes oft in höchst komischer Weise.

Nur mit solchen Thespisjüngern, die von einflußreichen deutschen Fürsten oder vom Kaiser selbst empfohlen waren, gingen die hochweisen und hochedlen Häupter der alten Reichsstadt aus diplomatischen Gründen behutsamer um.

Daß die darstellende Kunst nun nicht mehr die gebührende Anerkennung fand, ist neben dem vagabundenähnlichen Leben ihrer Angehörigen auch vielfach der zweifelhaften Gesellschaft zuzuschreiben, in der sie in jener Zeit oft auf Jahrmärkten, Volksfesten und auch auf den Frankfurter Messen erschien. Herumreisende Schwindler, Storger, Zahnbrecher und Operateure suchten durch die Aufführung einer Komödie in ihrer Bude das Publikum heranzulocken und für ihre betrügerischen Bestrebungen zugänglicher zu machen. So tritt z. B. in der Ostermesse 1622 ein später entlarvter Schwindler hier auf, der den hochtönenden Namen Claudius D'aguaviva führt und sich einen italienischen Medicus nennt.

Er verkaufte allerlei Arzneimittel und Schönheitswasser, schlug Ader, schnitt böse Geschwüre auf und zog Zähne aus. Während und nach diesen Prozeduren wurde den Patienten „zur Danksagung und recreirung des Gemüths eine liebliche Musica und Comödia nach Art der alten Römer auf Italienisch vorgespielt."

In den Buden der Zahnbrecher, deren viele in Frankfurt auftauchten, muß immer ein furchtbarer Lärm gewesen sein; denn der Rath sah sich mehrfach genöthigt, Verordnungen „zum Unterdrücken des übermenschlichen Geschreys" zu erlassen. Gleichzeitig erhielten aber auch die englischen Comödianten den Bescheid, daß sie sich aus Rücksicht auf die Pestkranken des unmäßigen Trommelschlagens enthalten sollten.

Dies Gebot des Rathes der Stadt Frankfurt drängt zu einer kurzen Bemerkung über die damalige Ankündigungsart der Vorstellungen.

Die neuesten Forschungen haben zwar ergeben, daß auch schon in jener frühen Epoche der deutschen Bühne Theaterzettel für den Anschlag an Häuser gedruckt wurden, allein die hauptsächlichste Publikation für das Volk bestand doch wohl in den Umzügen der Comödianten durch die Straßen der betreffenden Stadt. Sie legten bei dieser Gelegenheit ihre auffallendsten Kleider an, machten an jeder bemerkenswerthen Stelle Halt und verkündeten, nachdem der Trommler und der Trompeter ihre Instrumente zu Jedermanns Gehörlichkeit dreimal stark gerühret und geschmettert, den Namen des Stückes und darauf sehr kurz aber lockend den Inhalt desselben.

Mehr als von dieser rhetorischen Leistung scheinen sich jedoch, einem alten Holzschnitt zufolge, die Umstehenden von den Grimassen angezogen gefühlt zu haben, mit denen der gewöhnlich berittene Wursthänsel die Ankündigung des Stückes zu begleiten pflegte.

Bemerkenswerth für uns ist noch das Repertoire der fürstlich hessischen Comödianten unter Leitung eines gewissen Grün. Dieser Truppenführer, der mit seinem Mitdirektor Robertus Braun in der Ostermesse 1607 hier Vorstellungen gibt, führt Februar des folgenden Jahres vor dem Hofe in Graz zehn Stücke auf, die bei der damaligen Beschränktheit des Repertoires ganz sicher auch in Frankfurt bei seinen früheren oder späteren Aufenthalten zur Darstellung gekommen sind. Es sind dies folgende Stücke:

1) Von einem König aus England, der sich in eines Goldschmieds Weib verliebte und sie entführte.

2) Die Comödie vom verlorenen Sohn.

3) Von einer frommen Frau von Antwerpen.

4) Von dem Doktor Faustus.

5) Von einem Herzog von Florenz, der sich in eines Edelmannes Tochter verliebt hat.

6) Niemand und Jemand.

7) Von des Fortunatus Beutel und Wünschhütel.

8) Vom Juden.

9) Von den zwei Brüdern König Ludwig und König Friedrich von Ungarn, worin der König Friedrich Alles erstochen und ermordet hat.

10) Von einem König von Cypern und einem Herzog von Venedig.

Zu diesen zehn Stücken ist noch die 1607 von der Truppe Greens kurz vor ihrer Abreise nach Frankfurt aufgeführte Komödie von einem König von Schottland zur Vervollständigung des Repertoires hinzuzuzählen. Nach den beiden Helden derselben, einem englischen Prinzen und einer schottischen Prinzessin, welche gegenseitig in die Hände ihrer miteinander Krieg führenden Väter gerathen, wird die Komödie auch „Serule und Astrea" genannt. Dieses Stück und noch drei andere des Repertoires, nämlich „Die Komödie vom verlorenen Sohn", ferner „Von des Fortunatus Beutel und Wünschhütel" und schließlich die lustige Komödie „Von Jemand und Niemand" sind in dem bereits erwähnten 1620 erschienenen Sammelwerk englischer Komödien und Tragödien in deutscher Sprache vollständig erhalten.

Die biblische Geschichte vom verlorenen Sohn war ein Lieblingsstoff der dramatischen Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts. Was diesem Stück besonders bei dem gewöhnlichen Volk zu einem großen Erfolg verhalf, war der Umstand, daß der Hanswurst die Hauptrolle darin spielte und sich im zweiten Akte mit einem Heiligen und zwei Teufeln herumprügeln mußte.

Die Komödie von „Fortunatus" war schon auf der altenglischen Bühne sehr berühmt. Auch Hans Sachs hat den durch die zauberhafte Umhüllung damals sehr populären Stoff als „Fortunatus Wunschseckel" bearbeitet. Das vierte der genannten Stücke, die Komödie von „Jemand und Niemand" ist eine handgreifliche, aber sehr volksthümliche und gut begründete Satire. Die Personen in demselben sind die beiden Grafen Marsianus und Carniel, die Könige Areial und Ellidor mit ihren Gemahlinnen, ferner die allegorischen Figuren: Jemandt; Niemandt; Nichts; Garnichts; Niemandts-Diener und Niemandts-

Jung. Die beiden Könige werden abwechselnd vom Throne vertrieben, nach welchen Schicksalsschlägen der Parasit immer die gestürzte Königin schmäht und quält. Dazwischen klagt der nichtswürdige „Jemand" den ehrlichen und in Wirklichkeit ganz unschuldigen und harmlosen „Niemand" aller nur denkbaren Laster an. Tieck hat diese Komödie, in welcher altenglische Geschichte und Allegorie sehr glücklich gemischt sind, als eines der bemerkenswerthesten Stücke aus jener Zeit hingestellt und sie mit Recht einen Entwurf von großer Kühnheit und voll von dramatischer Lebendigkeit genannt.

Ueber die Komödie „Von einer frommen Frau von Antorf" (Antwerpen) verlautet weiter nichts, als daß sie, „sehr fein und züchtig gewest" sein soll. Da dies Stück am katholischen Hofe zu Graz so wohl gefiel und eine fromme Frau zur Heldin hatte, so halten es einige Forscher für identisch mit der „Märtyrerin Dorothea" von Massinger. Grün gab dieses Stück im Juni 1626 in Dresden, also auch jedenfalls kurz vorher in Frankfurt während seiner von so großem Erfolg begleiteten Kunstthätigkeit in der Ostermesse desselben Jahres.

Was den Inhalt des Stückes: „Von einem König aus England, der sich in eines Goldschmieds Weib verliebte und sie entführte" betrifft, so behandelt er die Beziehungen der Dame Jane Shore zu dem englischen Könige Eduard IV. Shakespeare gedenkt mehrmals in Richard III. der Geschichte dieser Frau, die zwei seiner Zeitgenossen um 1600 für die Schauspieler-Gesellschaft des Lord Worcester dramatisch bearbeiteten. Jedenfalls war dies Stück von Henry Chettle und John Day das Prototyp der deutschen Bearbeitung.

Ueber das Stück „Von einem König von Cypern und einem König von Venedig" ist ebenso wie über die Komödie „Von einem Herzog von Florenz, der sich in eines Edelmannes Tochter verliebte" kaum etwas Zuverlässiges bekannt. Meißner nimmt zwar mit großer Sicherheit an, daß dies Stück der erst 1636 im Druck erschienene „Großherzog von Florenz" von Massinger und von dem Letzteren eigens für die Grazer Feierlichkeiten der während des Faschings 1698 erfolgten Verlobung der Erz-

herzogin Magdalena mit dem Erbgroßherzog von Florenz, einem Cosimo von Mediei, geschrieben worden sei. Allein trotzdem diese Hypothese sich auf einige augenfällige Wahrscheinlichkeiten stützt, halten sich doch Gründe und Gegengründe ziemlich das Gleichgewicht.

Was uns in dem Grazer Repertoire am meisten interessirt, sind schließlich die beiden Stücke von Shakespeares genialem Vorgänger: Der Jude von Malta und die tragische Historie vom Dr. Faustus. Also schon im ersten Decennium des XVII. Jahrhunderts wurde das letztere Stück, dessen Umgestaltung zum deutschen Volksschauspiel für unsere Literatur eine so weitgehende Bedeutung gewinnen sollte, in deutscher Sprache in Frankfurt aufgeführt.

Je mehr wir uns dem dreißigjährigen Kriege nähern, desto reicher werden die Vorstellungen der wandernden Komödianten an Greuel- und Schauderscenen aller Art. Beim Ueberblicken der noch vorhandenen dramatischen Literatur jener Epoche drängt sich einem wahrhaft der Gedanke auf, daß die Dichter eine Art Vorgefühl der nun kommenden schrecklichen Zeit hatten und einzig nur an die barbarische Versunkenheit und die geheime Blutgier im Volke appelliren wollten. Dem Inhalt der Dichtung entsprach auch die krasse, oft ungeheuerliche Darstellung. Um eine recht grausige Wirkung zu erzielen, wurden bei den in den Stücken vorkommenden Hinrichtungen oder Mordthaten an die betreffende Körperstelle mit Blut gefüllte Blasen angebracht, die, wie eine Regiebemerkung in einem dieser Machwerke sagt, „im rechten Momentus geschicklich und zu jedermanns Erketzlichkeit zerschnitten werden sollten". Denkt man sich nun noch die schamlosen unzüchtigen Witze des Hanswurst oder Pickelhäring und ein paar gut ausgeführte Equilibristenkünste dazu, so hat man im Allgemeinen ein richtiges Bild von den theatralischen Genüssen vor und während des dreißigjährigen Krieges. Auch die Komödiantenbanden verwilderten immer mehr, und wenn Shakespeare den Hamlet sagen läßt: „Die Schauspieler sind der Spiegel und die abgekürzte Chronik ihres Zeitalters", so findet dieser Ausspruch keinen zutreffenderen Beleg

als in den Wandertruppen der Zwanziger, Dreißiger und Vierziger Jahre des XVII. Jahrhunderts.

Rühmliche Ausnahmen ſind natürlich unter dieſen zu finden, und zu ihnen gehört vor Allem die Truppe des Johann Grün, die mitten im Gewoge des dreißigjährigen Krieges 1626 und 1628 Frankfurt, wie ihr Führer ſagte, mit Leib und Lebensgefahr wieder aufſuchte und damals ſicher vier Shakeſpeareſche Werke: „Romeo und Julia", „Lear", „Julius Cäſar" und „Hamlet" und auch das Marlow'ſche Stück „Die tragiſche Hiſtorie von Dr. Fauſt" wieder aufführte.

Noch einmal, ehe durch die Schlacht bei Nördlingen das endloſe Leidensgefolge des dreißigjährigen Krieges auf lange Zeit der Gegend von Frankfurt zugeführt wurde, ſpielte während der Oſtermeſſe eine wandernde Truppe im Gaſthof zum Wolfseck. Dann tritt bis zum Jahre 1649 im theatraliſchen Leben Frankfurts eine Pauſe ein, welche um ſo weniger zu beklagen iſt, als durch dieſelbe doch ſo lange als möglich jene elenden Gauklerbanden fern gehalten wurden, bei denen ein windiger Springer Romeo's holdſelige Geliebte und ein leichtlicher Cordendanzer den Prinzen Hamlet von Dänemark darſtellte.

In der Bittſchrift eines fahrenden Wanderprinzipals an den Rath der Stadt Frankfurt aus dem Jahre 1649 findet ſich die Stelle, daß er auch ein Stück wieder hier darſtellen wolle, das ſchon beinah 60 Jahre früher und ſeitdem zum öfteren in der alten Reichsſtadt unter großem Beifall aufgeführt worden ſei. Da in der betreffenden Tragödie eine Anzahl Teufel, „erſchröckliche Masquen" und viel Zauberei vorkommen ſollte, ſo möchte man ſie für den vielleicht etwas umgeſtalteten Marlowſchen Fauſt halten und in der gerade 100 Jahre vor der Geburt Goethes gemachten Bemerkung des Wanderprincipals einen neuen Halt für die Annahme finden, daß derſelbe bereits 1592 — wenn auch damals noch in engliſcher Sprache — hier aufgeführt worden ſei.

4. Klopstocks Bedeutung für die deutsche Literatur.

Ueber dieses Thema sprach am 9. März Herr Professor Dr. Otto Roquette aus Darmstadt.

Die Einleitung seines Vortrags stellte das Verhältniß der Gegenwart und ihrer nicht in allen Punkten gerechtfertigten Ablehnung der Dichtungen Klopstocks dar, im Gegensatz zu dem unbedingten Entgegenkommen, ja der bis zur Vergötterung gehenden Verehrung, welche dem Dichter zur Zeit seines Auftretens dargebracht wurde. Die Auffindung der psychologischen Ursachen für die begeisterte Aufnahme, welche die ersten Gesänge des Messias fanden, bildeten den Uebergang zur culturhistorischen Darstellung des deutschen Lebens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Wochen- und Monatsschriften, von Leipzig und Zürich ausgehend, waren es, welche, bei sehr verschiedenen Kunstprinzipien, eine größere Theilnahme an geistigen Regungen im Bürgerstande weckten und zur Parteinahme aufforderten, als die Leipziger und Schweizer in Gegensatz und bald in Kampf miteinander traten. Die Verstandesrichtung der Leipziger (mit ihrem Haupte Gottsched) war es, welche die Litteratur beherrschte und zugleich einen Druck auf die nationale Entwicklung übte, da sie die Dichtung ganz in die Nachahmung der Franzosen gezwungen hatte. Ein Dichter, der in seinem ersten Werke der Leipziger Kunstregel widersprach, bei dem die Innerlichkeit, Phantasie, das Gemüthsleben, in bis dahin nie gehörter Macht zur Erscheinung kamen, mußte den Widerspruch der Leipziger Schule hervorrufen. Da ihn die Schweizer sofort als den ihrigen erklärten, kam es zum literarischen Kampfe, dessen eigentlicher Mittelpunkt Klopstocks Messias wurde. Der Sieg war nicht zweifelhaft, da sich die jüngere Generation bereits von Gottscheds Tyrannei losgesagt hatte und nun dem Dichter des Messias begeistert zufiel. Aber es waren nicht allein die Jüngeren, es waren Alle, die sich, endlich abgestoßen von der Leipziger Regelherrschaft, nach einem tieferen Ergriffenwerden durch die Dichtung gesehnt hatten, und in erster Reihe die Frauen, welche

Klopstocks Messias wie ein neues poetisches Evangelium empfingen. Das, was der Literatur bisher gefehlt hatte, im deutscher Geist aber verborgen gelegen, Gemüthsleben, Phantasie, Empfindung, war mit einmal erschlossen, wurde mit Entzücken empfangen und übte eine weit tragende Wirkung. Freilich brauchte Klopstock zur Vollendung seines Messias 25 Jahre, und diese lange Zeit blieb nicht ohne abschwächenden Einfluß auf die 20 Gesänge des Werkes. Mit Jugendbegeisterung begonnen und in gleicher Weise aufgenommen, verloren die nächsten Bände manche Anhänger, bis der vierte und letzte eine starke Enttäuschung hervorrief, da er als hinkender Bote einer bereits erschöpften Phantasie nachschleppte. Es handelt sich bei der Bedeutung des Messias nur um etwa die erste Hälfte der Dichtung. Die Begeisterung für diese aber war gerechtfertigt. Sie erweckte dem Dichter sofort eine Schule, deren Streben kräftig genug erstarkte, als daß der Schluß dem neuen Flügelschlage der Dichtung hätte Eintrag thun können. Die Bedeutung von Klopstocks Messias für die Zeit liegt nicht in der einheitlichen Durchbildung, die ein Gedicht erst zum Kunstwerk macht, sondern in der Persönlichkeit, in der Individualität des Dichters selbst, in seiner eigenartigen Natur. Freilich fehlt ihm gerade die nothwendigste Eigenschaft des epischen Dichters, die Kunst des Erzählens, der ruhigen Darstellung und Entwicklung einer Reihe von Begebenheiten. Das Epos, das antike vor allem, auf einer festen Grundlage der Handlung gebaut, läßt unbeirrt eine Begebenheit auf die andere folgen. Es hat nur Thatsachen im Auge, ohne sich mit Gedanken und Empfindungen aufzuhalten. Der Dichter steht unsichtbar hinter den Vorgängen, er kommt gar nicht in Rede. In der Messiade aber steht der Dichter in erster Reihe, er ist geradezu die Hauptfigur des Gedichtes. Er stellt fortwährend Reflexionen an; nichts kann vorübergehen, was ihm nicht Gelegenheit zu überströmenden Ergüssen der Empfindung darböte. Sein Gefühl spricht aus seinen Gestalten, er singt, er betet, er weint mit ihnen. Und während er seine Empfindungen darlegt, sogar das Unaussprechliche in Worte zu fassen sucht,

verlieren ſich die Thatſachen und Begebenheiten bis zur Unkenntlichkeit. Sein Schildern iſt ein ganz allgemeines, ohne alle Beſtimmtheit, die Umriſſe der Handlung oft bis zum Verſchwinden undeutlich. Je höher die Region, in welcher er etwas vorgehen läßt, deſto verſchwimmender wird alles, während er als Chorführer ſeiner Geſtalten die Hallelujahgeſänge anſtimmt. Allein über dieſe künſtleriſchen Mängel ſah die Generation hinweg, welche die Anfänge des Meſſias empfing. Ihr genügte die hochgeſpannte, ſtark ſubjektive Dichternatur, wie man noch keine kennen gelernt hatte, und von der man wähnte, daß ſie niemals übertroffen werden könnte.

Auf eine Wiedergabe des Inhalts des Meſſias mußte der Redner, bei der Planloſigkeit des Werkes verzichten, und konnte nur einige Umriſſe ziehen und einige Hauptzüge hervorheben. Die hauptſächliche Schönheit des Werkes liegt in den Epiſoden. Und da man von Klopſtocks Darſtellung, ohne ihn ſelbſt zu hören, keine Anſchauung gewinnen kann, las der Redner ein Bruchſtück einer ſolchen Epiſode vor, und zwar aus dem 13ten Geſange, nämlich die Vorgänge unter der römiſchen Wache am Grabe Jeſu, vor und nach der Auferſtehung, ſo wie das Erſcheinen und die Meldung des Hauptmanns Cneus in der Verſammlung der Richter, bis zum Selbſtmorde des Prieſters Philo, des erbittertſten Feindes Jeſu.

Auch in der Odendichtung Klopſtocks iſt es die Mannigfaltigkeit ausgeprägter perſönlicher Charakterzüge, welche einen nachhaltigen Einfluß übte. Ein gewaltiges Selbſtgefühl, ſtolzer Unabhängigkeitsſinn, hohes Bewußtſein der dichteriſchen Würde; daneben eine tiefe Innerlichkeit des Gemüthes, auch wohl bis zur Thränenſeligkeit; eine Verbindung von Gegenſätzen, welche ſich der geſammten Jugend mittheilte. Empfindſamkeit und ſtürmiſches Drängen nach Lebensbethätigung wurde durch Klopſtock die eigentliche Signatur der Zeit.

Revolutionär gegen das bisherige Regelweſen war auch Klopſtocks dichteriſche Form. Hatte er für den Meſſias als Vers den Hexameter gewählt, den in Deutſchland noch die Wenigſten nur zu leſen verſtanden, ſo goß er in der Lyrik ſeine

Empfindungen in die antiken Odenformen und in das elegiſche Versmaaß, welche er auch wohl in dichteriſchem Schwunge zerſprengte, um in dithyrambiſcher Regelloſigkeit zu ſingen. Bahnbrechend war er auch darin, ſowohl für die Sprache, deren Vielgeſtalt und Ausdrucksfähigkeit er zuerſt zeigte, wie für die Dichtung, indem er die antiken Formen mit deutſchem Geiſt erfüllte. Dieſer deutſch nationale Grundton klingt aus Klopſtocks Dichtungen überall hervor, und alle Empfindungen und menſchlichen Stimmungen ſind bei ihm darauf gegründet. Die natürliche Regung der Jugend, die Freundſchaft, tritt in ſeinen Oden mit ganzer Kraft und Reinheit auf; ſchüchterner und zarter die erſte Liebe; mächtig und fortreißend ſein Freiheits- und Vaterlandsgefühl. Wie wunderlich uns heute immerhin ſeine Bardenchöre in den drei ſeltſamen Dichtungen in dramatiſcher Form, die er „Bardiete" nannte, vorkommen, das Freiheitsgefühl und der patriotiſche Geiſt darin wirkten auf die Zeitgenoſſen doch ſehr mächtig. War Klopſtock doch, vor Schiller, der erſte, welcher mit ſolchen Mahnungen an das deutſche Gewiſſen pochte. Das perſönliche Unabhängigkeitsgefühl, den hohen Manneſtolz, der ihn erfüllte, wünſchte er ſeiner Nation mitzutheilen. Vor der ſklaviſchen Nachahmung der Fremden mahnt er ſie abzulaſſen, und von deutſchem Geiſte durchdrungen zu ſingen. Die deutſche Sprache war ihm ein nationales Heiligthum (war ſie doch damals das einzige feſte Band, das die Nation äußerlich zuſammenhielt!) und er ſang ihr in einer ſeiner ſchwungvollſten Oden ein Preislied. Er weckte von Neuem Muth und Vertrauen, an die Tüchtigkeit des deutſchen Volkes zu glauben. Er erfüllte die Jugend mit friſchem Lebensgeiſt, lehrte ſie, die Feſſeln des Herkömmlichen zu zerbrechen, und die freie Menſchlichkeit und innerſte Natur männlich, geſinnungsvoll und kräftig walten zu laſſen. So erhielt durch ihn, mit der geſtählten Kraft, deutſches Leben und deutſche Sitte ein innerlich erhöhtes Daſein, um ſo reicher, als die durch ihn geweckte Empfindung alle menſchlichen Bande verſchönt und innerlich werthvoller gemacht hatte. In der Ordnung war es, daß die von ihm angeregte Jugend

bald jede Beschränkung von sich niederwarf und ihr Lebensgefühl auch wohl über Gebühr auszutoben liebte. Denn von Klopstock her leitet jene dichterische Revolution, die als „Sturm- und Drangperiode" in der deutschen Literatur bezeichnet wird, und aus der auch die Jünglinge Goethe und Schiller emporwuchsen.

5.

Am 30. März sprach Herr Dr. Wilhelm Jordan über eine interessante Erinnerung aus seinem Leben, für die er die Ueberschrift gewählt hatte:

„Meine erste Begegnung mit Schopenhauer."

Er begann mit einer Schilderung des Stilllebens, wie es in den Nachmittagsstunden in den Lesezimmern des alten Frankfurter Casino's zu herrschen pflegte.

Bis über die Mitte der 50er Jahre hat die Casinogesellschaft den ersten Stock des Eckhauses am Roßmarkt inne gehabt, das mit der einen Front nach der Hauptwache schaute, mit der andern etwas größern nach dem gegenüberliegenden Englischen Hof. In den Nachmittagsstunden blieben die weiten Räume gewöhnlich unbesucht. So habe Redner dann im Lesesaal ungestört bei der Lektüre sitzen oder liegen können. Höchstens Eduard Rüppel sei zuweilen erschienen, habe sich aber stets mit der Zeitschrift „Ausland" in einen der anderen Säle zurückgezogen. So oft er indeß länger als 4 Uhr sitzen geblieben sei, habe sich ein ihm unbekannter, sorgfältig und sauber, aber etwas altmodisch gekleideter alter Herr eingefunden, dessen Gestalt und hastige Bewegungen ihm das erste Mal einen an's Unheimliche streifenden Eindruck gemacht hätten. Obwohl die Statur nicht so tief unter Mittelhöhe zurückgeblieben, um schon zu den kleinen zu zählen, sei doch der Rumpf in dem fahlgrauen Rock beinahe verkümmert erschienen gegen den großen Löwenkopf über dem altmodischen großen Kragen von schwarzem Sammet. Der Mann habe sich keine Mühe gegeben, den Verdruß darüber zu verbergen, daß auch ein anderer die concurrenzfreien Stunden des Lesesaals endeckt habe. Die mächtige durch eine beginnende

Glatze erhöhte Stirn, umrahmt von weißem, an den Schläfen flügelartig abstehendem Haar, habe sich in krausere Falten gezogen, die buschigen mit etwas Grau untermischten Brauen sich über die glänzenden hellblauen Augen gesenkt und ein stechender Seitenblick errathen lassen, daß der breitgezogene große Mund die Unterlippe unter der Oberlippe wohl nur verberge, um dem Gedanken keinen Laut zu geben, der den Concurrenten hinwegwünschte. Mehrmals sei aber auch der hörbare Laut nicht unterblieben, wiewohl er sich auf ein halb innerliches Knurren beschränkt habe. Eines Tages jedoch habe sich dies bis zu einem sehr vernehmlichen Grunzen des Unwillens gesteigert, den er in raschem Vorübergehen, einen Augenblick stutzend ausgestoßen, als er in Redner's Hand die „Times" gewahrt, nach der er immer zuerst zu greifen pflegte. Redner habe sich nicht bewogen gefühlt, seinem unartikulirt angedeuteten Wunsche Folge zu geben; denn er habe immer noch nicht gewußt, wer Jener sei. Aber es habe ihn zu einer Erkundigung veranlaßt. Nach genauer Beschreibung habe ihm der verstorbene Bürgermeister Müller geantwortet: „Sie kennen noch nicht die Celebrität Frankfurts, den Philosophen Arthur Schopenhauer?" — Nicht lange darauf habe das Casino das Eckhaus an der Großen Gallusgasse und der Neuen Mainzerstraße gekauft und bezogen. Hier sei der Lesesaal bei Weitem kleiner gewesen; Beide hätten um die Hälfte näher sitzen müssen, obwohl Schopenhauer stets am entgegengesetzten Ende des Tisches Platz genommen, und wenn Jordan einmal später gekommen, dieser das Beispiel streng nachgeahmt habe. Diese Zurückhaltung scheine Schopenhauer behagt zu haben, und allmählich habe sich eine stumme Höflichkeit entwickelt. Schopenhauer habe den Anfang gemacht mit einer leichten Verbeugung, die der Andere niemals zu erwidern unterlassen hätte. Dann habe Jordan, wenn Jener ihn mit der „Times" getroffen, das Blatt lautlos mit einem Bückling vor ihn auf den Tisch gelegt. Das erste Mal sei dessen dankendes, stummes Kopfnicken, begleitet gewesen von einem Blick, der die großen strahlenden Augen auch schön erscheinen ließ. Einige Tage später habe er in gleicher Weise vergolten, indem er sich in der Lektüre

der „Augsburger Allg. Ztg." unterbrochen, um sie Jordan einzuhändigen, dessen Gewohnheit, dies Blatt zuerst vorzunehmen, er bemerkt hatte. Erst nach vielleicht zwei Jahren hätten die in diesem Blatte erschienenen „Chemischen Briefe" Liebigs die Veranlassung zu einer Annäherung gegeben. Im ersten Brief der zweiten Serie stehe nämlich, daß die der chemischen Analyse bisher zugänglichen Prozesse in der Pflanze nicht ausreichend seien, auch alle je nach der Art besonderen Erscheinungen ihres Lebens zu erklären, vielmehr bleibe noch ein dunkler Rest zurück, und man könne nicht umhin, jeder Species etwas wie eigenthümliche Neigung, Wahl oder Wille zuzugestehen. Von Schopenhauer's „Wille in der Natur" habe er mittelbar genug gehört, um von dieser Stelle frappirt zu sein. Die jahrelange Zurückhaltung vergessend, habe er Schopenhauer das Blatt mit den Worten hingereicht: „Herr Schopenhauer! Da erleben Sie einen großen Triumph! Lesen Sie, wie sich Liebig Ihnen zuwendet, vielleicht ohne Sie zu kennen, und Sie werden diese etwas stilwidrige Unterbrechung entschuldigen." Der Angeredete schaute Jordan groß an, ein Schimmer von Roth flog über seine Wangen „Ja, sie kommen mir Alle und Sie, Sie können das noch erleben, aber kennen Sie denn meine Philosophie?" Jordan habe geantwortet, daß er noch nichts von ihm selbst gelesen, den Angelpunkt aber derselben zu kennen glaube. Hieran habe sich nun ein Gespräch geknüpft, in welchem Jordan sich als Gegner jenes Systems bekannt habe, weil es zu seinem Berufe eines Poeten nicht passe. Die Unterredung habe sich dann auf Jordans „Demiurgos", wobei Schopenhauer ihn eines unbegreiflichen, entsetzlichen Optimismus beschuldigt und den „gefangenen Teufel zu Nirgendheim", sowie seine dramatischen u. a. Werke erstreckt. Sie seien dann ganz gute Freunde geworden, bis Jordan eines Tages sich gegen Schopenhauer's Farbentheorie eine absprechende Äußerung erlaubte, welcher mehrere andere naturwissenschaftliche Streitigkeiten folgten, die dann das Verhältniß lösten. Der Vortragende erwähnte noch eines Besuches, den er mit Friedrich Hebbel bei dem Philosophen machte. Dieser habe ihm nämlich die Erlaubniß ertheilt, wenn er einen wirklichen Menschen gefunden zu haben glaube,

ihm das Wunderthier zuzuführen. Schopenhauer behauptet nämlich, daß es zwar Zweibeiner ohne Federn millionenweise gebe, ein wirklicher Mensch aber eine rara avis sei. Jordan führte also Hebbel in das schlichte Gemach, zu dessen Einrichtung eine reich vergoldete Buddhastatuette auf zierlicher Console einen eigenthümlichen Gegensatz bildete. Schopenhauer nahm Hebbel sehr freundlich auf, machte ihm Complimente über seine „Maria Magdalena", bemerkte aber, er könne nicht begreifen, wie man zu einem so guten Stück eine so schlechte, geradezu abschreckende Vorrede schreiben könne? Hebbel war ganz verblüfft, stotterte einige unzusammenhängende Redensarten und schloß mit einem überschwänglichen Dithyrambus auf den Philosophen.

Jordan gab zum Schlusse eine sehr anziehende Charakteristik der Schopenhauer'schen Philosophie und beendete seine Ausführungen mit dem Vortrage einer eigenen Dichtung auf den großen Philosophen.

Am 26. December 1883 trug der um diese Zeit in Frankfurt weilende Herr Professor Alexander Strakosch aus Wien den ungewöhnlich zahlreich erschienenen Genossen im Goethehause die großen Scenen des 4. Aktes aus Goethe's „Clavigo" vor. Die Zuhörer folgten dem Vortrage mit größtem Interesse und spendeten zum Schlusse dem Vortragenden für die seltene künstlerische Leistung lebhafte Anerkennung.

IV. Einsendungen.

Nr.

27. Dr. L. A. Frankl Ritter von Hochwarth, Wien: Zur Biographie Franz Grillparzer's von Ludw. Aug. Frankl. Wien A. Hartleben's Verlag. 1883.
30. U. S. Bureau of Eduoation, Washington: Work and History, 2 Circulares of Information. Nr. 2 & 3. 1883. Washington Government Printing Office.
32. Gymnasial-Director Dr. Anton, Naumburg a. S.: De orgine libelli Περὶ ψυχᾶς κόσμω καὶ φύσιος von Walter Anton, Dr. phil. Oberlehrer a. D. Erfurt. Carl Villaret 1883.
42. Naturforschende Gesellschaft in Bern: Mittheilungen derselben aus dem Jahre 1882. II. Heft Nr. 1040 — 1056, desgleichen 1883; I. Heft Nr. 1057 — 1063. Bern. Huber und Cie. 1883.
51. Smithsonian Institution, Washington: Annual Report for 1881. Washington, Government Printing Office 1883.

59. Verein für Geschichte und Alterthumskunde, Frankfurt a. M.: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 1882. Vereinsgabe für 1882.
60. desgleichen 1882, Vereinsgabe für 1883.
61. desgleichen 1882, Vereinsgabe für 1884. Frankfurt a. M., K. Th. Völcker's Verlag.
62. Dr. Adolf Brodbeck, Stuttgart: Die Zweige der Musik von Dr. Ad. Brodbeck. Stuttgart, G. A. Zumsteeg's Musikalienhandlung 1883.
65. Robert Weber, Basel: Novellen von R. Weber. Basel, Selbstverlag 1883.
70. F. L. Hoffmann in Meran: Gedichte von Arnold von der Paßer. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts Buchhandlung 1883.
86. Oberhessischer Verein für Local-Geschichte: II. Jahresbericht 1882—83. Gießen, Emil Roth 1883.
87. U. S. Bureau of Education, Washington: Report of the Commissioner of Education 1881. Washington, Government Printing Office 1883.
88. Departement of Interior, Washington: Report of the Commissioner of Agriculture 1880. Washington, Government Printing Office 1881.
116. Prof. Dr. C. Wedl in Wien: Der Aberglaube und die Naturwissenschaften von Prof. Dr. C. Wedl. Wien, Carl Gerold's Sohn 1883.
123. Dr. G. A. Saalfeld, Oberlehrer im Staats-Gymnasium in Holzminden: Der Hellenismus in Latium von Dr. G. A. Saalfeld. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler 1883.
124. Derselbe: Haus und Hof in Rom von Dr. G. A. Saalfeld. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1884.
130. Baron Ferdinand von Müller, Melbourne: Observations on new vegetable fossils by Baron Ferd. von Müller. London, Trübner & Cie. 1883.
134. Consistorialrath und Militair-Oberpfarrer Huyssen in Münster i. W.: Christlicher Reisebegleiter von G. Huyssen. Berlin, J. G. Maurer & Greiner.
135. Derselbe: Die Poesie des Krieges und die Kriegspoesie von G. Huyssen. Berlin, J. G. Maurer & Greiner. 1883.
155. Ministerialrath Dr. phil. C. von Scherzer, Leipzig: Bernhard Freiherr von Wüllerstorf, ein Blatt pietätvoller Erinnerung von Dr. C. von Scherzer. München, Cotta'sche Buchhandlung. 1883.
164. Hofrath Dr. Pauli, Lübeck: Ueber Smyrna, von Hofrath Dr. med. Fr. Wm. Pauli, ehemaligem Hanseat. Vice-Consul zu Chios und Tschesme. Lübeck, 1883. H. G. Rahtgens.
166. Aachener Geschichtsverein, Aachen: Zeitschrift, 5. Band 3. und 4. Heft. Aachen, Benrath & Vogelgesang. 1885.
176. Director Dr. Gelbe in Stollberg: Handfertigkeitsunterricht. a) Allgemeine Gedanken, b) Lehrplan, von Dir. Dr. Gelbe. Berlin, S. Sehring's Buchdruckerei.
193. Premier-Lieutenant Herm. Eggers, Bremen: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburg'sche Geschichte, 13. Band. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1883.
194. Derselbe: Zeitschrift d. histor. Vereins f. Niedersachsen. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1883.
195. Derselbe: Jahresberichte d. Ver. f. Mecklenburg'sche Geschichte. Schwerin. 1883.

200. Société impériale des Naturalistes. Moscou: Bulletin No. 2. Moscou, Alexandre Lang. 1883.
204. Dr. Wilhelm Kobelt, Schwanheim: Nach den Säulen des Hercules, Bericht über die im Sommer 1881 im Auftrage der Rüppel-Stiftung unternommene Reise von Dr. Wm. Kobelt. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. 1883.
210. Dr. phil. R. Schomburgk, Director des botanischen Gartens in Adelaide (Südaustralien): South Australia: its History, Productions and Natural Ressources by J. P. Stow. Adelaido, E. Spiller, Government Printer. 1883.
211. Landgerichtsrath a. D. Karl Fulda, Cassel: Monatsschrift für christliche Volksbildung von Dr. Heinrich Rocholl, Januarheft 1884. Barmen, D. B. und T. G. Wiemann.
212. Derselben Februarheft 1884.
213. Die Gefängnißverbesserung und der Strafvollzug im deutschen Reiche von K. Fulda. Marburg, R. A. Elwert'sche Buchhandlung 1880.
214. Das Verbrecherthum von K. Fulda. Heidelberg, E. Winter'sche Univ. Buchhandlung 1883.
215. Die Reform der Geschworenengerichte nach Analogie der Schöffengerichte von K. Fulda. Heilbronn, Gebr. Henninger 1883.
219. J. Uhink, Inspector in Magdeburg: Taschenkalender für das Jahr 1808. Augsburg, Joh. Georg Rollwagen
236. Prof. Dr. Joseph von Lenhossék, Budapest: Die Ausgrabungen zu Szeged-Othalom in Ungarn, von Joseph Edlem von Lenhossék. Budapest, Univers. Buchdruckerei 1884.
244. Emil Faller in Zofingen (Schweiz): Das Gscheidlinger Dichteralbum von Emil Faller. Aarau, H. R. Sauerländer 1882.
263. Palm und Enke in Erlangen: Clytia, eine pädagogische Novelle von F. Schmidt-Schwarzenberg. Erlangen, Palm und Enke 1880.
264. Robert Weber in Basel: Hiob, ein religiöses Lehrgedicht von R. Weber. Basel, Verlag d. „Helvetia" 1882.
265. Derselbe: Die schweizerische Nationalbibliothek und das Pamphlet von 1801. Victor Widmann eine literarische Streitschrift von Robert Weber. Basel, Vereinsdruckerei 1884.
270. F. E. Schubert, R. B. Hauptmann, München: Florian Geyer, hist. Tragödie in 5 Aufzügen von Friedr. Carl Schubert. München, Selbstverlag 1884.
277. Hofrath Director Dr. Flamm in Pfullingen: Studien über Irren-Colonien von Hofr. Dr. Flamm. Wien, Töplitz und Deuticke 1881.
278. Derselbe: Festrede zur Feier des 40jähr. Stiftungsfestes der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen von Hofr. Dr. Flamm. Tübingen, Buchdruckerei H. Laupp 1884.
281. Derselbe: Fest- und 2. Anstaltsbericht der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen von Hofr. Dr. Flamm. Tübingen, Osiander'sche Verlags-Buchhandlung 1884.
283. Derselbe: Die Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen in ihren ersten 10 Jahren von Dr. Flamm. Reutlingen, Buchdruckerei von Carl Rusche 1882.
284. Derselbe: Aus dem inneren Leben der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen. Eine Rede mit Vorwort von Hofrath Dr. Otto Flamm. Reutlingen, Buchdruckerei Carl Rusche 1882.
286. Dr. phil. Ferd. von Herder, Kais. Russ. Hofrath in St. Petersburg: Die Monopetalen Ostsibiriens, des Amurlandes und Kamtschatka's von Ferd. von Herder. Moskau, M. Katkow 1884.

291. Nicolai v. Kokscharow, St. Petersburg: Materialien zur Mineralogie Rußland's von Nic. v. Kokscharow. 9. Band. Petersburg, Alex Jacobson 1884.
293. Consul Dr. jur. et phil. Ludwig Braunfels, Hier: Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra, übersetzt von Ludwig Braunfels. 4 Bände. Stuttgart, Verlag W. Spemann.
298. Baron Ferdinand v. Müller, Melbourne: The plants indigenous around Sharcks bay and its vicinity by Baron Ferd. von Müller. Perth, Rich. Pether Governm. printer 1883.
321. Franz Knauth, Rector in Mühlhausen i. Th.: Martin Luther, musikalisch-decl. Festgabe von Franz Knauth, Rector, Mühlhausen i. T Mühlhausen, F. Schröter.
351. M. E. Sachs, München: Untersuchungen über das Wesen der Tonarten von M. E. Sachs. Demmin, A. Frantz 1884.
352. Derselbe: Palestrina, Wort- und Tondichtung in 3 Aufzügen M. E. Sachs. München, als Manuscript gedruckt, J. Gotheswinter.
368. J. G. Sallis, Stuttgart: Haus Alvendanno von José Echegaray, für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Joh. G. Sallis.
379. Landesgerichtsrath a. D. Karl Fulda in Cassel: Monatsschrift für christliche Volksbildung 7. Heft (mit Abhandlung: Zunahme oder Abnahme der Verbrechen von Karl Fulda). Barmen, D. B. und T. G. Wiemann 1884.
374. Dr. Friedr. Seifert, Lehrer, Leipzig-Gohlis: Die Reformation in Leipzig von Dr. Fried. Seifert. Leipzig, Hinrich'sche Buchhandlung 1883.
402. C. Ausfeld, Mühlhausen i. Th.: Erinnerungen aus dem Leben Chr. Gotth. Salzmanns, des Gründers der Erziehungsanstalt Schnepfenthal. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1884.
403. A. H. Pfaff, Gymnasiallehrer, Mühlhausen i. Th.: Psalter und Harfe, Geistliche Gesänge (Motetten) 4 und 8stimmig aus alter und neuer Zeit von A. H. Pfaff. Langensalza, Herm. Beyer und Söhne, 1883.
433. Dr. A. Meier, Lübek: Der Haushalter der Ungerechtigkeit, Lucas 16, V. 1—14. Von Dr. A. Meier, 7. Umarbeitung. Lübek, Max Schmidt 1883.
462. Ernst Kleinenhagen, Buchhandlung, Cassel: Goethe in Straßburg und Sesenheim. Dichtung von Moritz Horn. Ernst Kleinenhagen Cassel.
590. Friedr. Seidel, Weimar: Beschäftigungsmagazin für Kindergärten von Fr. Seidel. Wien, A. Pichler Ww. und Sohn 1883.
670. Société Impériale des Naturalistes, Moscou: Bulletin Nr. 3 (1883). Moscou, Alexandre Lang 1884.
673. H. Keyl, Frankfurt a. M.: Ueber Wissen und Glauben von Dr. Alois Geigel. Leipzig, F. C. W. Vogel 1884.

In fortlaufender Lieferung gingen ein:

Durch E. A. Seemann, Leipzig: „Zeitschrift für bildende Kunst."
„ Prof. Dr. Zarncke, Leipzig: „Literarisches Centralblatt."
„ R. Weber, Basel: „Helvetia."
„ Prof. Kürschner, Stuttgart: „Vom Fels zum Meer."
„ „ „ „ „Ueber Land und Meer."
„ die Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie: „Leopoldina."
„ Prof. Dr. Noll, Frankfurt a. M.: „Der Zoologische Garten."
„ den Lahnsteiner Alterthums-Verein: „Rhenus."
„ Dr. Fr. Betz, Heilbronn: „Der Irrenfreund."
„ „ „ „ „ „Memorabilien."

Durch Prof. Dr. Reclam, Leipzig: „Gesundheit."
„ Dr. Neumayer, Hamburg: „Deutsche Seewarte."
„ F. Seidel, Weimar: „Kindergarten."
„ K. Merker, Augsburg: „Der Volkserzieher."
„ Dr. W. Fricke, Wiesbaden: „Reform."
„ den Steiermärkischen Gartenbauverein, Graz: „Mittheilungen."
„ W. von Freeden, Bonn: „Hansa."
„ R. Lesser, Frankfurt a. M.: „Deutsche Colonialzeitung."
„ L. Jung, München: „Knabenhort."
„ „ „ „ „Zeitung für Feuerlöschwesen."
„ F. W. Geldmacher, Frankf. a. M.: „Deutsche Photographen-Ztg."
„ G. Pappenheim, Wien: „Oesterreichisches Handels-Journal."
„ „ „ „ „Montan- und Metallindustrie-Zeitung."
„ „ „ „ „Müller-Zeitnng."
„ E. Breslaur, Berlin: „Der Clavierlehrer."
„ Dr. W. Lauser, Wien: „Allgemeine Kunst-Chronik."

Von den betreffenden Redactionen gingen ein:

„Frankfurter Zeitung."
„Frankfurter Journal."
„Frankfurter Beobachter."
„Frankfurter Börsen- und Handelszeitung."
„Frankfurter Latern."
„Coursblatt des Frankfurter Wechselmakler-Syndicats."
„Die kleine Chronik."
„Wochenrundschau."
„Berliner Bühnen-Moniteur."
„Deutsch-österreichische Theaterzeitung."
„Oesterreichische Badezeitung."

Lektions-Kataloge und akademische Schriften sandten ein: Die Universitäten Göttingen, Jena, Freiburg, Prag sowie die technischen Hochschulen Braunschweig, Darmstadt, Hannover und Wien.

Lagerverzeichnisse schickten ein: Das Bibliographische Institut, Leipzig, Priewe, Berlin, Gerschel & Anheiser, Stuttgart, Schleswig, Holsteinisches Antiquariat, Kiel, K. Th. Völcker, Baer & Cie. Lehmann & Lutz, Isaac St. Goar, Frankfurt a. M.

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 155 829

173896
Freies deutschen hochstift: Berichte.
1883/84.
0.6
62

DATE	NAME	DATE	NAME

173896

G.E.STECHERT

Digitized by Google